

DAS NEUE ZIEL

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang

KRONSTADT Oktober 1919

1. Heft

Inhalt: An die Leser / Helene Burmaz-Buchholzer: Lebende Bilder / Alfred Sperber: Die schmerzliche Zeit / W: Omnia fato fiunt / Heinrich Zillich: Vier Gedichte / Dr. Oskar Lebel: Modehunde und Hundemoden / Leopold R. Guggenberger: Zwei Gedichte / Adolf Flachs: Rumänische Hochzeitsgebräuche / Heinrich Zillich: Zwei Gedichte in Prosa / Deutsche Dörfer in Zentralasien / Frau Dr. Falk-Gündisch: Künstlerische Frauenkleidung / Hans Seibel: Waldemar Baller, Novelle / G. H.: Konzert Rudolf Malcher / Verschiedenes / Bilderbeilagen: Erwin Lang: Holzschnitt / Ernst Honigberger: Lithographie / Fritz Mieß: Lithographie /



Erwin Lang, Wien: Holzschnitt.

An unsere Leser!

Es ist notwendig festzustellen, warum die Gründung dieser neuen Zeitschrift erfolgte.

„Das Ziel“ hat bewiesen, daß eine fortschrittliche Zeitschrift bei uns Lebensberechtigung hat. Es hat aber auch bewiesen, daß eine Zeitschrift nur dann Zukunftsberechtigung und Dauerwert besitzt, wenn sie aus unsern Verhältnissen organisch herauswächst und mit unsern Verhältnissen lebt.

Die frühere Schriftleitung, künstlerische Leitung und die Mitarbeiter des „Zieles“ haben nach manchen Tastversuchen den richtigen Weg zu einer zukunftssicheren Entwicklung gefunden, welchen Weg sie auf breiter Grundlage beibehalten wollen. Auf der breiten Grundlage einer gleichgesinnten, arbeitswilligen, ernstesten Mitarbeiterschar, die zusammen die engere Leitung der Zeitschrift bildet.

Jede Kulturzeitschrift muß ein Sammelpunkt aller intellektuellen Kreise sein, ohne Partei und Parteilichkeit.

Da sich die frühere „Zielgesellschaft“ infolge der grundsätzlichen Ansichtsverschiedenheit eines Mitgliedes in diesen grundlegenden Punkten nicht einigen konnte, wurde diese erweiterte Vereinigung als „Neue Zielgesellschaft“ ins Leben gerufen, die „Das neue Ziel“ herausgibt.

Hauptaufgabe unserer Vereinigung ist die Hebung unseres kulturellen Lebens auf allen Gebieten. Wir wollen um unsere Zeitschrift eine Kulturgemeinschaft zusammenschließen, die unsere völkische Kultur fördern und vertiefen soll. Wir wollen darum an alle Kreise herantreten, die Sinn für Fortschritt, Schönheit, Lebensfreude, ernster und entschlossener Kulturbetätigung haben.

Um die „Neue Zielgesellschaft“ scharfen sich unsere Künstler, Maler, Musiker und schriftstellerischen Kräfte, scharfen sich aber auch die spritzende Jugend, die uns ständiger Ansporn zur Entwicklung sein muß. Wir wollen die Jugend um uns haben, weil wir jung bleiben wollen. Wir, als Deutsche, müssen alle Anzeichen des Alterns bekämpfen und leidenschaftlich für ein jugendwarmes Aufblühen arbeiten.

Einige Punkte unseres Kulturprogrammes seien hier erwähnt: Gründung einer Kunst-, Konzert- und Theateragentur. Verwirklichung einer Kunstgewerbewerkstätte, die als ständige Ausstellung unsern Kunstgewerblern Gelegenheit geben wird mit den Kunstfreunden in innigerem Zusammenhang zu stehen. Aufführungen, Vortragsabende durch die Mitarbeiter des „Neuen Zieles“, Kunstausstellungen, Wanderausstellungen, Berufung bedeutender Künstler und Dichter für unsere Veranstaltungen.

Um aber diese Pläne verwirklichen zu können, ist die Mitarbeit weitester Kreise notwendig, an die wir in Kürze mit Vorschlägen herantreten werden.

Darum sei dieser Betätigungsentwurf zugleich Aufruf und herzlichste Einladung an alle, die sich unsern lebensfrohen, völkischen Bestrebungen anschließen wollen.

Die neue Zielgesellschaft

Emil Honigberger

Otto Ott

Albert Schuller

Ernst Honigberger

Dr. Hermann Fraetschkes

Schriftleitungs-

Ausschuß

Frau Dr. Wilhelm Depner, Wilhelm Mieß, Dr. Karl Ruzbächer, Dr. Erich Deutecom,
Emil Schmutzler, Rudolf Breuer, Dr. Heinrich Polonji.

Lebende Bilder

Von Helene Burmaz-Buchholzer (Hermannstadt)

Die Mitternachtsstunde hebt die begrifflichen Grenzen der Dinge auf und verschwendet sie an jene Moleküle der Luft, die das verbindende Fluidum bilden mit allen unbekannten, unfaßbaren, manchmal schaudervollen Wesenheiten.

Neue Bilder stehen vor uns ebenso traumhaft und ebenso wirklich, wie die vom öden Schein des Tages verflachten Dinge.

Sogar die alten vernachlässigten Mietshäuser erwachen und greifen mit welker, unfähiger Geste nach etwas mehr Schönheit, doch so entsteht nur eine verzerrte, närrische Grimasse. In den alten Palästen mit den kupfergrünen Bischofsmützen, da wogt das Leben zur Nacht leicht, elegant und sicher durch die Räume.

Der Mondschein glimmt im ganzen weiten Park. Wie ein bleicher schwacher Knabe liegt er da. Doch plötzlich ist er gar nicht so unschuldsvoll, nun flimmert er an den steifen, beschnitzen Lindenalleen hinan, nun schmeichelt er den Wellen des marmorgefaßten Teichs, nun fingert er den unnahbar steifen Sphingen sogar an den steinernen Zöpfen, nun faßt er einen Menschen, der in tiefen Sinnen auf einsamer Bank saß bei der Hand und führt ihn durch lautlos sich öffnende, schwere geschmützte Eichentüren in das langgestreckte Barockgebäude am Ende des Parkes, es ist die fürstliche Gemäldegalerie.

Der nächtliche Gast läßt sich lautlos in einen schweren Plüschsessel nieder, denn schon hört er schlürfende Schritte. Oder mag es der Wurm im alten Holze sein? Was quält und quirlt an den Wänden?

Da sieht der Einsame im ahnenden Erkennen, daß die Materie weit ihre Arme öffnet und dem langsam emporsteigenden Geist freie Bahn läßt. Die Objekte steigen aus der engen Umrahmung. Erst dampfen leise kaum erkennbare Nebel, die wallen und fliehen an der Goldstuktatur der Wände entlang, über die ehrwürdigen eingelegten Dielen. Werden dann gestaltvoller, erkennen sich, tuscheln, kichern, flüstern, flattern aus allen Zimmern herbei, tratschen, kosen, necken sich, bespötteln sich, philosophieren und beginnen gar Streit miteinander.

Den Gast überläuft es bei hohen Gesichtern eiskalt, doch bannt ihn die Sucht Ungewöhnliches zu erleben und er kuschelt sich aufs neue in das Sofa und horcht mit allen Sinnen.

Die Gestalten vereinen sich zu Handlung und Gespräch. Feuerbachs Mutter träumt mit ihren müden Augen in eine Leistikowlandschaft. Uppige Mackartfrauen schmücken derbe Bügel'sche Dachsen. Alle Zeiten und Richtungen vermischen sich. So schlängelt sich eine „Dame mit der Kake“ von Pechstein aus dem Zimmer der Expressionisten zu den kühlblauen Fluten eines Trübnerschen Starnberger Sees hin.

Das Stück Leben, das sich einst an ihnen verzehrte, flackerte in der Geisterstunde plötzlich wieder auf.

Dame und See beginnen ein Gespräch.

Der See sagt:

„Nun ja, für die Nacht sind wir wohl noch gut. Man kennt das schon, tagsüber werden wir bespöttelt und ausgelacht. Ich hab wahrhaftig noch jetzt Ohrensausen von den Hohnreden Euerer aufgeregten Apostel. Na man ist ja die Rückwärtslosigkeit bei Euch bereits hinlänglich gewohnt. Euer Publikum weiß wohl auch ein Lied davon zu singen, wie Ihr es mißhandelt. Und wenn sie sich dann mit vielem guten Willen durch das Chaos Euerer Seelen hindurchgearbeitet haben, was sieht man da manchmal; ein eigenliebiges, überhebliches Nichts!“

Die Dame bemühte sich, die wie aus Holz geschnitzten Lippen möglichst kapriziös in die Höhe zu ziehen und erwiderte:

„Nun dafür hast Du das gute Gewissen dem Starnberger See Jahr für Jahr einen Haufen Sommerfrischler erworben zu haben. Es ist wirklich manchmal rührend zu sehen, wenn die Leute aus der Winterkälte hereinschnaufen, umständlich ihre erfrorenen Nasen putzen, die Regenschirme in die Ecke stellen und sich dann auf die Bilder stürzen und die „Erbauung“ beginnt. Ach diese warmstimmende Luft, ach diese fernen Berge, riechst Du den See Mama? heißt es da. Ja so dient man seinem Nächsten, wie sich selbst. Wir dagegen sind die Stolzen, Unnahbaren in der Kunst!“

See: „Eigentlich gibt es überhaupt keine Kunst, es gibt bloß Künstler. Niemandem kommt das Recht zu den freien Künstler in seinem innern Erleben zu stören, wenn er nur zu seiner Gemeinde unmittelbar spricht. Nur Ihr, Ihr sprecht nicht unmittelbar, ohne Euerer schreienden Nachempfindler seid Ihr überhaupt nicht denkbar und das Publikum täte Euerer Leute einfach ins Narrenhaus, oder erst auf die Schulbank. Noch nie ist so viel über Kunst philosophiert worden wie jetzt, daß ist höchst bedenklich und überhaupt diese Uebergriffe in Literatur, Philosophie, Mystik, Religion, Musik, Geometrie, zu was soll das führen? Und dabei behauptet Ihr noch Euerer Karikaturen, Euerer Vererbilder müßten jedem Laien, der sich vorurteilslos liebend naht, unbedingt verständlich sein.“

Dame: „Zunächst muß ich um eine andere Tonart bitten, derartige Flegelreien stehen uns hier nicht zu; vor Gott und der Mitternachtsstunde sind alle Erscheinungen gleichwertig. Was würde es auch nützen, wenn man den andern von vornherein für einen Trottel hält. Dann würde sich ja die ganze Auseinandersetzung nicht lohnen. Mein so einfach und so schnell ist die Frage nicht abgetan.“

See: „Nein, nein im Gegenteil sie ist so verworren und schwierig, wie man nur mag. Ich will ja gern zugeben, daß manche von Euren Bildern neu, packend und gewaltig in der Wirkung sind. Nur geht diese eben von der Persönlichkeit aus, die hinter der Schöpfung steckt und niemals von einer etwa befolgten Richtung. Es ist eigentlich das selbe, wie bisher. Alle haben recht, die ergreifen können, warum also diese alleinigmachende Schutzmarke?“

Dame: „Und doch sind es die nachspürenden Richtungen, die für den Großen den Boden vorbereiten und ebnen, ihm die Zusammenhänge und wirtschaftlichen Beziehungen herstellen. Uebrigens wollen wir diesmal wirklich nicht nur den Kunstbewegungsrummel, es kommt uns diesmal nicht bloß darauf an, Kunst zu machen, diese könnte man schließlich als nebensächlichen Luxus in Abrede stellen, vor allem müssen wir unser dürstendes Weltgefühl, unsere Schöpfungen sind darstellende Gebete in der neuen Kirche des ringenden Verlangens, es gilt eine junge werdende Religiosität mit den Mitteln der Kunst zu bauen!“

See: „Schon gut, doch bitte gewöhn Dir nicht auch noch die expressionistische Redeweise an. Man hört Schauerliches aus den Lagern der Literatur. Es ist aber auch zu verlockend, ohne zu arbeiten plötzlich ein Maler, oder ein Dichter genannt zu werden. Es gibt ein Kinderspiel, das ähnlich wie neuere Dichtungen nur nach Reim und Silbenzahl passende Worte sinnlos aneinander reiht. Es ist ein Jammer, denn ich zweifle nicht, daß solche Ausgeburten bei manchen wirklich tastender Ausdruck eines blutigen Ringens sind. Nur schade für den zweiten ist's schon faule Manier. Und wie leicht lernen sich solche perwers aussehende Kniffe!“



Krik Mick: Lithographie

Dame: „Darum eben möchte ich gewissermaßen von einer Sozialisierung der Malerei reden, die Kunst steigt aus gemeinsamen seelischen Situationen, das Persönliche tritt zurück zu Gunsten des größeren Ueberpersönlichen, der großen Anonimität des Allgemeinen und ist darum so recht dem Zeitgeist entsprechend. Wir halten die Eigenart des Einzelnen eben nicht für so wichtig, wie das allgemeine Streben der Zeit. Der einzelne ordnet sich als Glied einer Kette unter die Gemeinsamkeit, er fühlt sich quasi als Ausdrucksmedium der Weltseele. Die Uebereinstimmung mit dem Gesamtkunstwillen der Zeit rechtfertigt alles, erstrebt wird neue Einkehr in metaphysische Tiefen der eignen Seele unmittelbare Gestaltung der eigenen Beziehung zum Transzendenten: Sieger bleibt jedenfalls der Allgemeinwille, das Unbewußte, das Gesamt Ich. Oft glaubt uns die Gegenpartei damit zu fangen, oder zu heirren, weil wir unsere Aufgaben so wenig klar formulieren können und die Erklärungen der schaffenden Künstler selber einem tastenden vorsichtigen Gestammel ähnlicher sehen, als einen klar nachfühlenden Bekenntnis. Nun das hat aber wenigstens den Vorzug, daß sich kein begriffliches oder dekoratives Unternehmen unter der Tarnkappe verbirgt“.

See: „Ich muß gestehen, das mir an der Theorie nicht alles verständlich ist, zunächst scheint ihr ja das Wort: „Ausdruck“ einmal zu widersprechen, „Eindruck“ wäre doch weit unpersönlicher und allgemeiner. Ich bleibe aber immerhin bei den machtvollen Persönlichkeiten. Was wäre auch Ihr ohne eure großen Vorkämpfer und Anregernaturen. Auch scheint mir diese Verworrenheit höchst bedenklich.“

Dame: „Neue seelische Notwendigkeiten wollen aus dem Dunkel ans Licht“.

See: „Warum habt Ihr aber dann mit dem bildhaften Ausdruck nicht genug? Mehr als jemals ergreifen eure Künstler die Feder und gestatten oft fast exhibitionistisch Einblick in ihre tiefsten Herzkammern. Kennt Ihr das Mystik des Herzens? Ein Kunstwerk wird wie jede Arbeit nur durch ihre Güte entschuldigt und braucht dann weiter keinen Anwalt“.

Dame: „Und doch müssen die Menschen angeregt werden zum grübelnden Eindringen in neue Gefilde und so haben wir es doch erreicht, daß man sich schon recht allgemein für den neuen ungehenden Kunstgeist interessiert. Außerdem, wer wollte leugnen, daß das Wesentliche nicht schließlich doch der Entstehungsprozeß des Leben des Bildes nach seiner Geburt?“

See: „Da sind wir ja wieder bei der lieben Rücksichtslosigkeit! Gewiß der Künstler mag sich rasch seinem Kinde entfremden, aber über dessen Wert hat schließlich die Menschheit abzuurteilen. Während des Schaffens ist dem Maler der kleinste Pinselstrich wertvoller als alle Schätze der Welt, doch ist das nicht entscheidend für seinen absoluten Wert. So wenig das schöne Kunstwerk aus einem kalten Herzen entstehen kann, so wenig bürgt das daran klebende Blut für das Kunstwerk. Es entsteht erst, wenn sich das schöne Gefühl der schönen Form vermählt, es muß Besonderes und doch Allgemeines, Eigenes und doch Wesensgleiches erzählen. Darum eben muß sich jeder einzelne das Vertrauen erst erobern und es ist gefährlich einer Richtung nachzutrotten“.

Dame: „Das All teilt sich dem Mikrokosmos des Ichs mit und schenkt uns Augen, es zu sehen und darzustellen“.

See: „Gewiß, Goethe sagt: „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nie erblicken, läg nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt uns göttliches ent-

zücken?“ Aber die Unendlichkeit in der Brust des Genius enthält Chaos und Kosmos, alle Totalität und alle Besonderheit, alle Vielheit und alle Einheit. Doch der geniale Mensch lebt im bewußten Zusammenhang mit dem Weltganzen, er allein hat ein Verhältnis mit der Natur und allen ihren Erscheinungen und verstoßt nicht, wie so viele eurer Leute gegen die Grundanforderung des Genies, wenn sie uns ungeklärtes Chaos bieten“.

Dame: „Wir schreiten auf unbegangenen, steilen Pfaden empor, in neue Regionen des Kunstvollens und die Kreuzfeuer unseres horchenden Ureigenempfindens werden die dichten Finsternisse schon erleuchten“.

See: „Nun unsere Künstler haben jedenfalls ihren ureigenen, persönlichen, unterschiedlichen Styl, während Ihr Euch unter Fahnen zusammenrottet, für Parteiziele kämpft. Parteilichkeit ist schließlich immer Modesache und dem Pendelschlag des ewigen Gesetzes untertan. Umgekehrt vom Zahn der Zeit stehen immer nur die großen Geister da. Zugegeben, Ihr habt schon bisher etwas geleistet, habt Brechen in alte Vorurteile ge schlagen, Ihr habt erkannt, es geht auf den alten Bahnen nicht weiter, etwas Besseres als schon da ist, kann nicht geboten werden, Ihr sucht verzweifelt nach Neuem. Vor uns steht so ein Bild, was ist darauf zu sehen? Es sind offenbar die Eindrücke eines der sich blaue Funken aus den Augen schlägt, man unterscheidet einsame Plakatbuchstaben, eine halbe Spinne, eine flatternde Leier, vier Finger und sonst noch ein Geflatter von Fäden und Farben. Unsere Jugend sieht nun nur das Ergebnis, warum soll sie denn den mühevollen Weg auch mitmachen? Sie wirft in ihrem Uberschwang den Pinsel auf die Leinwand, etwas wird schon dabei herauskommen. Das Verfahren strengt nicht an, nur das Deuten der krausen Szenerie erfordert etwas Mühe. Sein literarischer Bruder der Dadaist lacht ihm zu. Alle Laute, alle Formen sind vorhanden, man braucht nur zu schöpfen aus dem großen Suppentopf.“

Uebrigens habt Ihr dem Publikum auch schon manches Schlagwort eingegeben. Wem würde heute noch gefallen, was er gleich versteht? Wie Pilze in einem Regenommer aus der Erde schießen, so tauchen jetzt die Mystiker, Religionsstifter und Phantasten auf; sie stammeln von Reinen nach Vergottung und man versteht nicht viel von ihren Predigten. Warum sollen es denn die andern leichter haben? Dann richtet man sich an klassischen Beispielen auf, daß die großen Künstler und Philosophen von der Mittelwelt immer noch verkannt wurden, aber Unverständlichkeit allein bedingt noch nicht Größe.“

Andererseits ist die immer zum Mitheulen bereite Horde auch schon zur Stelle, die wirft sich auf den Boden und betet unverständliche Beifallsbezeugungen. Doch glaube ich bestimmt, daß die Schichten der Seele, in denen die künstlerische Nachempfindung vor sich geht, in diesen Fällen nicht berührt sind, denn dieser Vorgang hat sonst an Blut mit dem des Schaffens eine gewisse Ähnlichkeit.“

Darum sage ich nochmals, es kann nicht Sinn der Kunst sein, was in Henidenform in unserm Untersinn kreist, ans Licht des Tages zu zerren, in Farben und Formen auf die Leinwand zu werfen, wie es euer „Intensiven“ tun. Der universelle geniale Geist wird immer bestrebt sein, bewußte, klare Schöpfungen zu schaffen, schon der Entstehungsprozeß vor dem innern Eindruck bis zur Form des Ausdrucks sollte Klärung, Formung des Chaos bedeuten und selbst die wildeste Phantasie, der unartikulierte Traum halten sich mit ihren Gegenständen doch innerhalb bekannter Formen.“

Jetzt ist die Mitternachtsstunde leider aus. Ich danke Dir, daß Du mich ausreden ließt, daß ist man von Euch

Weibern gar nicht gewohnt. Dieser Erguß hat mich erleichtert und ich wage zu hoffen, daß Du mir sogar zugehört hast. Dafür will ich Dir versprechen über Deines Meisters Art noch mehr nachzudenken, dann wollen wir in der nächsten Vollmondnacht weiter plauschen.

Es ist so unendlich schwer über des Andern Art gerecht zu bleiben. Hat man im Sinne der einen Persönlichkeit Recht, so hat man Unrecht im Sinne der andern Persönlichkeit. Sich als Künstler durchsetzen und behaupten, heißt den Kampf aufnehmen auf immer, den Kampf des einen, gegen alle übrigen, ja oft des Vaters gegen seine Kinder. Jedes Werk muß die Erbsünde des Daseinskampfes auf sich nehmen, gegen fremdes und eigenes Blut. Sicher aber ist, daß es niemals einen großen nur Impressionisten oder einen großen Expressionisten geben wird, noch gegeben hat. Die engen beschränkten Methoden und Begriffe schafft das kleine Volk.

„Persönlichkeiten nicht Prinzipien regieren die Welt.“

Also Dank nochmals Verehrteste!

Der Lauschende fühlt sich irgendwie unsanft vor die Türe gesetzt, der kalte Nachwind greift ihm in die Haare.



Die schmerzliche Zeit

Eine Gedichtreihe (1918)

Von Alfred Sperber, Florenteni, Bukovina

Gewidmet den Brüdern in allen Ländern, die inmitten des Wahnsinns der Zerstörung und des Mordens das leuchtende Ziel: Menschlichkeit nicht aus den Augen verloren haben.

Der Rabe

(Erzählung eines Kameraden)

[Redacted text block]

Eine kleine Störung

[Redacted text block]

Die Hirtenflöte

[Redacted text block]

[Redacted]

Eine ganz kleine Geschichte

[Redacted]

[Redacted] ... inde ging.

„Trommelfeuer schwerer Geschütze gegen Kote 76!“

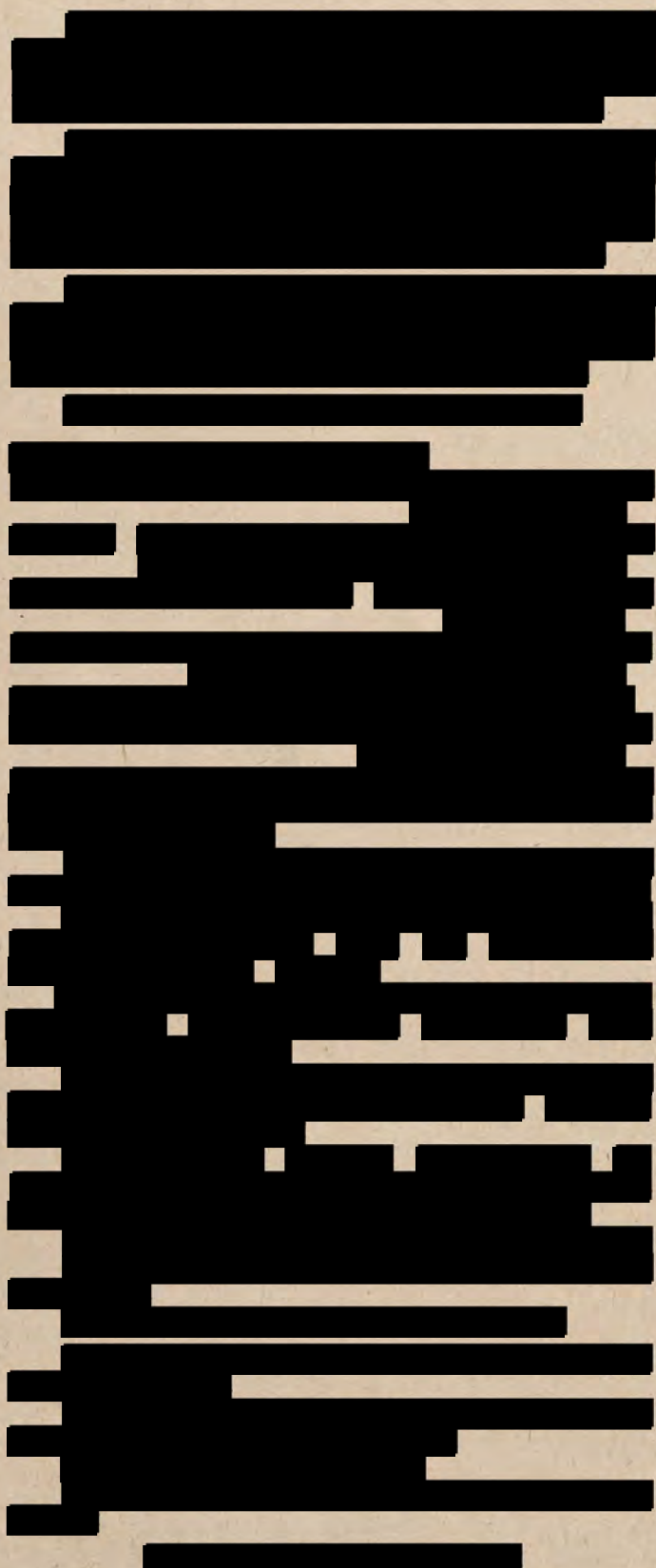
O, hier muß Gott eingeschlafen sein!

[Redacted]

Epilog
[Redacted]

Heimweh

[Redacted]



Omnia fato fiunt

Sie saßen auf dem „Himmelsberg“ im Schatten der wettererprobten knorrigen Eiche. Über den niederen weißleuchtenden Häusern mit den hohen Giebeln, über dem ganzen Dorf zu ihren Füßen und den langgedehnten

Feldern brütete die Augustsonne. Drüben über dem Gebirge schwebte einer Seifenblase gleich ein einziges kleines Wölkchen, löste sich bald zu einem leichten weißen Schleier auf und verlor sich im Blau. Eine feierliche Stille lag über dem idyllischen Landbild. — Sie lehnte sich mit dem Rücken an das weiche Moos der alten Eiche, er lag quer im hohen Zittergras, sein Kopf ruhte in ihrem Schoß. Sie waren beide so jung. Er erzählte von der Front, von heiteren Fähnrichs- und Leutnantsgeschichten, von dunklem Stollen- und Kapernenleben, von Steinschlag und ewigen Schneeregionen, von Lawinen und vom großen Sterben. Er hatte sich begeistert hineingeredet, seine Gedanken waren weit weg vom schweigenden Wald, er hatte vergessen, daß sein Haupt in weichem Mädchenschöße ruhte, er dachte an die harten Steine des Monte Pasubio. Dann hielt er ein, um seine Mundwinkel spielte ein sonderbares Lächeln.

Da neigte sie sich tief zu ihm hin, küßte ihn auf den Mund und sagte: „Du, — Du — nun habe ich dich wieder, nun lasse ich dich nicht mehr.“ Wie einer, der zur Besinnung kommt, richtete er sich auf, ein Blick in ihre Märchenaugen, dann schlang er in heißem Glück seine Arme um ihren Hals und küßte sie oft, küßte ihren roten Mund, ihre schönen Augen und Wangen und ein Zittern lag in seiner Stimme: „Du weißt ja gar nicht wie gern ich dich hab. — Hast Du mich auch lieb?“ Sie sprach nicht, aber sie nickte mit dem Kopfe und unterdrückte heiße Tränen. Dann schmiegte sie sich an ihn, schlang ihren linken Arm um seine Schultern, mit der Rechten fuhr sie ihm durch seine Locken und sprach: „Ach könnte ich Dir sagen wie lieb ich Dich hab', aber meine Sprache ist viel zu arm dazu.“

Da neigte das Zittergras sich zum Maßliebchen und flüsterte: Du Maßliebchen, das ist der Liebe selige Freude.

Inzwischen dehnten sich lange Schatten im Tal und krochen am Berg herauf. Die Schnitter auf dem gelben Felde die der Arbeit gehorchend die ganze Zeit über sich zur Erde gebückt hatten und nur hie und da sich aufgerichtet, den Schweiß von der Stirne gewischt, die Hand flüchtig über die Augen gehalten hatten, um sich einmal umzusehen, nahmen wieder eine gerade Haltung ein und schickten sich an heimwärts zu gehen. Ein überlasteter Kornwagen kroch durch die Dorfgasse an der alten Kirche vorbei und verschwand in einem Gehöft. Im Dorf wurde es lebendig, ein Hund bellte, das Feld gab seine Arbeiter zurück und die Herden kamen von der Weide. Als der alte Kirchturm die Büffel und Kälber gezählt hatte, um zu sehen, ob nicht noch eins im Wald herumirre, schickte er sich an, Gott über den Sternen zu danken für den zur Ruhe gehenden Tag, seine Sprache klang voll und ehern, die Glocke rief hinauf zur wetterharten Eiche am Berge und schreckte zwei glückliche Menschenkinder auf. Die Zeit ist auch für der Liebe Glück unerbittlich, sie kennt kein Verweilen.

Die beiden standen oben auf der Höhe sich scharf abhebend am Abendhimmel. Der Kopf des jungen Mädchens lag leicht auf der Schulter des jungen Mannes, die Blicke beider ruhten auf dem Kamm der transylvanischen Alpen. Ein großes Auge lugte vorsichtig hinter dem Rücken des greisen Negois hervor, es schien als ob der gute Mond heute fragen wolle „darf ich kommen?“ — Eine Fledermaus huschte über die Köpfe der Liebenden und berührte fast die blonden Haare des Mädchens. Es schrak zusammen. „Oh Gott es ist schon spät, zu spät, wir müssen gehen“ sagte sie plötzlich und sah ihn an. — Durch die Krone der alten Eiche ging ein Rauschen

wie wenn zarte, weiße, schmale Frauenhände eine Harfe rührten, das Zittergras erbeute.

Der Abschied war schwer, er bohrte den jungen Menschen einen Dorn ins Herz und tiefer Schmerz riselte hervor. „Morgen gehe ich“ sagte der Geliebte zu seinem Mädchen, ein bis zwei Jahre sind lang, aber dann, wenn ich das Examen habe, wirst Du ganz mein. „Kannst Du mir aber auch treu bleiben, finde ich Raum in Deinem Herzen? — „Worte sind eitel und nichtig“ sagte sie, „ich werde dir durch Taten zeigen, wie teuer du mir bist.“ Und sie schlang leidenschaftlich ihre Arme noch einmal um seinen Hals und küßte ihn unzählige mal. Dann gab sie ihn plötzlich frei, ihre Arme fielen müde herab und eine Träne fiel auf ein weißes Maasliebchen, daß schauerte zusammen und erwachte, neigte sich zum Zittergras, berührte es sanft und sprach:

„Du Zittergras, wie kannst du schlafen, siehst du nicht der Liebe Leid?“

Am nächsten Morgen rollte ein Wagen in strahlender Sonne zur kleinen Bahn, dieser wieder rollte zur kleinen Stadt, und führte den jungen Mann dorthin. Er wollte ein praktisches Probejahr mitmachen. Es waren vertraute Häuser, die ihn dort grüßten, hatte er doch hier durch glückliche Jahre seine jugendliche Brust mit dem dunkeln Flaus geschnürt, ein blau-rotes Band über sein Herz gespannt und die weiche, blaue Mütze auf seinem Kopfe getragen. Wohl kannte er die Plätze noch alle, nur manches Gesicht das er sah, hatte sich ihm entfremdet.

Der Herbst zog ins Land, die letzten Rosen leuchteten in den Gärten, der wilde Wein brannte auf den grauen Mauern und Toren. — Ein berauschernder Abend lag über der Stadt, der Mond schwebte ganz leise am leuchtenden Himmel. Leichte, zarte Wolken waren in seinem Gefolge, schmiegt sich fest an ihn, tranken gierig von seinem Lichte und webten zarte, feine Schleier am Firmamente. Die alten Türme träumten und schwiegen. Durch die Wipfel der Bäume ging ein leises Zittern, ein Schauer voll Wehmut durchrieselte ihre Kronen, und sie weinten verstohlen gelbe und braune Blättertränen. Er schritt langsam über die Promenade, den Hut in der Hand und dachte an ein stilles Tal, er dachte an sie, deren Bild auf seinem Schreibtisch stand, ob sie dem Mond keine Grüße aufgetragen?! — — Eine alte Linde fächelte ihm ein Blatt an die Stirn, wie eine zarte, zarte Mädchenhand legte sich ein Kastanienblatt auf seine rechte Schulter, dorthin, wo ihr blonder Kopf so oft geruht. Er wollte es fassen und fragen, was es ihm zu erzählen habe, da kam aber ein kecker Lusthauch und küßte es ihm fort, huschte unter die vielen Blätter am Boden, wirbelle sie zweimal im Kreise herum und kicherte: O Narretei, der Narr er denkt an ein treuloses Lieb. — — Plötzlich wurde der sinnende Mann auf der Bank unruhig und ging heim. Mechanisch drehte er das Licht auf. Welche Überraschung bot sich ihm nun dar, als das Licht durch das Zimmer flutete. Sein Tisch war überhäuft mit Rosen. In der Blumenfülle stand das Bild von seinem Schreibtisch. — Der Duft der Rosen umhüllte ihn, die Blumen leuchteten so schmerzlich schön im elektrischen Licht, und diese Schönheit zwang in auf die Kniee. Doch was war das, ein Brief lag da. Wie kam nur alles her?! Hastig riß er ihn auf. Seine Augen weiteten sich, seine Stirne zog tiefe Falten, er drehte den Brief nach allen Seiten, wischte sich mit der Hand über die Augen und ein kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren. Langsam fiel der Brief zu Boden. Nur wenige Worte enthielt er: Du Lieber! Verzeih, ich muß Dir es schreiben, je eher je besser. Ich

glaube wir beide passen nicht zusammen, ich habe mir es reiflich überlegt. Du hast noch kein Examen. — Denk nicht mehr an mich, Du hast ja Deine Arbeit. Gestern hielt Herr Dr. B . . . um meine Hand an, ich sagte ja.

Nimm diese Rosen zum Abschied und vergiß
Deiner Amanda.

Er preßte die Hände an die hämmernenden Schläfen. Du Lieber! Ha, — ha! — — noch kein Examen — — vergiß Deiner Amanda!

Ein kurzes wahnsinniges Lachen gellte durch das Zimmer, dann brach er zusammen. — — — — —

Am nächsten Morgen fanden sie ihn auf dunkelroten und weißen Rosen gebettet auf seinem Ruhébett liegen, an der Schläfe eine kleine runde Öffnung aus der noch ein Tropfen roten warmen Blutes über eine weiße Rose rann.

W.



Vier Gedichte

Von Heinrich Zillich

Sehnsucht

Nun die Tage gehen, wie graue Wolken, die träge den Himmel durchweben, ist meine Sehnsucht gleich rotem Mohn, der unter nassen Ähren erblüht.

Ist meine Sehnsucht, wie der Haß, der zwischen den Häusern erwächst, wo das Leben auf zerfahrenen Bahnen schläft, die satte Leute zur Herrschaft erhoben.

Doch gleichsam, als klänge ein fröhlich Plätschern von übermutstollen, spritzenden Tropfen ins Rot meines Dranges, sprühen in mir oft leuchtende Lichter.

Und gläubig baue ich an der Sonne meiner rastlosen Sehnsucht. —

Juninächte

Nun fingen mich die Juninächte — das ist so lange her, daß ich mit dir träumte und ein Fädchen spann — fein, wie aus Seide und Gold. Mit deinen Fingerspitzen gabst du den Glanz dazu und die weiche Schmiegsamkeit. Und ich wob die Tiefe der Sehnsucht darein.

Wir sannern und träumten und flochten das Lied unserer Liebe in ein buntes Kleid — ins Kleid der gleitenden Juninächte:

Wie würden wir dieses Gewand um unsere Schultern legen und erschauern vor dem Leben der schweigsamen Stunden und dem Zittern der weiten Schatten.

Und würden sitzen und staunen, als schlugé Gottvater die Augen auf in das bebende Blau.

Und fühlten in andächtigen Pulsen das Raunen sinkender Gefangenschaft, die weit durch Zweige, Blumen und Wiesen zöge, wie linde Arme.

Doch selten — selten nur regten sich leise Wünsche in uns — nicht lauter, als das Flüstern deiner Stimme — regten sich, rieben schlaftrunken die Augen und schliefen wieder ein, wie Kindlein, die Wünsche, die uns der gelbe Sommer wohl erfüllt hätte in seinen schweren Ähren.

Und all das woben wir — fannen wir — träumten wir — vor langer Zeit.

Ist Schnee gefallen in den Bergen — ?

Nun fingen mich die gleitenden Juninächte.
In den Körben ihrer Blumen ist ein Platz einsam geblieben.

Manchmal — wenn ich zu tief ins Gras geschluchzt —
— flüstern die weißen Margareten: du sähst in diesen Stunden mit großen Augen in die Nacht. —

Hunger

An den reichen Häusern weg,
über die breiten Gassen,
über Stadtbahngeleise, Pflaster und Dreck
ziehen die Massen —

gegossen in die Schluchten der Stadt
ein Teig des Lebens — zähe und grau,
ein trüchtig Tier, böse, doch matt —
Mann und Frau.

Aber wälzen sich fort, wie träges Naß —
oft lecken Schreie empor an den Wänden,
dann brandet sprühend zum Himmel der Haß
und Fäuste wachsen aus Händen.

In den Fenstern, hinter Scheiben und Spitzen,
Menschen indessen,
wie Könige beim Schauspiel sitzen
und haben gegessen!

Herbst

Die Ackerkrume trägt manchen Laut —
und Abendstunden die Lust durchweh'n.
Die Stille sich um die Weiden staut,
Die Weiden an den Bächen steh'n
mit tiefen Zweigen,
als würde ein Leid sie zum Wasser neigen.

Die letzten Pflüge rollen nach Haus.
Am Wege, wie Schemen, Bauer und Roß.
Die Nacht löscht leise die Schatten aus
und zieht ins Land mit dunkelm Troß.
Die Nebel wallen
und halten die Ruhe in weichen Krallen.



Modehunde und Hundemoden

Ein Beitrag zur Geschichte des Hundes

Von Dr. Oskar Zebel (Zeiden)

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken
das nicht die Vorwelt schon gedacht. Goethe.

Im Jahre 1879 kam aus New-York als „Allerneuestes“ die Nachricht, daß die dortigen Stutzer auf den Straßen und Spaziergängen Zwergpudel im Busen herumtragen. Nichts Neues unter der Sonne, sagte schon Rabbi Akiba. Geschichte und Sage überliefern uns, aus den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, unzählige Tatsachen, die das engste Verhältnis zwischen Menschen und Hunden,

sowohl bei den kultiviertesten, wie bei den unkultiviertesten Völkern bekunden.

Es gibt kaum einen wilden Völkerstamm, der sich nicht wenigstens den Hund gezähmt hätte und die Hunde scheinen die ersten Tiere zu sein, die sich dem Menschen angeschlossen haben. Die Jagdgöttin Diana hatte ebenso ihre Lieblingshunde wie Friedrich II. von Preußen und die vornehmen Gigerl von Athen trieben vor mehr als 2000 Jahren ebensolchen Luxus mit Hunden, wie ihre Gefühlsgeossen in New-York, Paris und Berlin. Tempora mutantur. Doch die Zeiten ändern sich und im Mittelalter war im Deutschen Reich das Hundetragen eine entehrende Strafe; adlige Landfriedensbrecher mußten, bevor das Todesurteil gegen sie vollbracht wurde, einen Hund von einem Gau zum andern tragen — und später trugen Fürsten Hunde zur Zierde am Halse.

Das Herumtragen der Hunde als Mode, scheint in der Hochschule der Moden und des Luxus, am französischen Hofe in Paris erfunden zu sein. Henry III., König von Frankreich, ein ebenso sittenloser wie frommer König, hat ein Heidengeld verschwendet für Lyoner Hündchen, von denen er einige sogar in Audienzen und sogar in der Kirche, in einem Körbchen am Halse trug. Karl II. von England ging, wie später die Studenten in die Kollegien, nie ohne Hund in den Staatsrat und verwendete viel weniger Sorgfalt auf den Staat, als auf seine Wachtelhunde, von denen manche kaum 2 Kgr. wogen. Also alles schon dagewesen, nur ist auch dieses, wie manches andere Fürstenprivilegium, Gemeingut geworden.

Doch fragen wir uns — wenn man überhaupt bei Modetorheiten vernünftig fragen kann — warum diese närrische Mode nur auf den Hund beschränkt ist und nicht auf den adäquaten Affen verfallen ist, so finden wir auch dafür eine Erklärung. Seit urdenklichen Zeiten erfreut sich der Hund vorzüglich der Beachtung und Verehrung von Seiten der Menschen und sogar von Seiten der hervorragendsten Denker und Helden. Homer besingt des Odysseus Jagdhund Argos, der seinen Herrn nach zwanzigjähriger Abwesenheit wiedererkennt, und der göttliche Sauhirt Eumaios lobt ihn „daß er nicht so sei wie die Hunde an den Tischen der Reichen, die nur dem glänzenden Prunke zulieb, der Gebieter heranzieht.“ Die alten Ägypter, die sich ebensowenig wie ihre heutigen Mitmenschen allzugroßer Treue rühmen konnten, verehrten wenigstens die treuen Hunde, als Symbol dieser seltensten aller Tugenden, und balsamierten tote Hunde wie ihre Angehörigen und bewahrten sie wie ihre verstorbenen Familienmitglieder, in besondern Totenhainen. Die alten Helenen errichteten einzelnen Hunden sogar Statuen und Alexander der Große von Mazedonien ließ zum Andenken seines Lieblingshundes eine ganze Stadt mit Tempeln bauen. Die Bildsäulen, welche Friedrich der Große seinen Windspielen in Potsdam bei Berlin erbauen ließ, sind männiglich bekannt. Doch auch hierin bleiben sich, die sogenannten Großen, überall gleich: in Zentralafrika hat der 1860 verstorbene Kaiser von Uganda am Viktoriassee seinem Lieblingshunde einen ganzen Bezirk mit süßen Kartoffeln bebauen lassen.

Im Bad Niederau ist dem Hunde des Generals Kellermann, dem im Unglück nur sein Hund treu geblieben war, folgendes Epitaph auf's Grab gesetzt worden:

Als einst die Treue sich aus dieser Welt verloren
hat sie zu ihrem Sitz des Hundes Herz erkoren.

Ein Hund hat sich sogar so weit erhoben, sich mit seinen erhabendsten Verehrern in eine Reihe zu stellen: der Hund des Themistokles rühmte sich, Athen zu beherrschen, denn — soll er gesagt haben — mein Herr re-

giert die Stadt, die Frau regiert meinen Herrn und ich regiere die Frau.

Doch nicht nur auf den Thronen, auch zwischen den Kriegshelden zählen die Hunde berühmte Ahnen. Der Hundeheld Sotir verteidigte und rettete die Stadt Korinth, und ebenso mutige Genossen verteidigten das Gepäcklager der Cimbern in ihren Kämpfen mit den Römern. Die Kolofozier, ein alter griechischer Volksstamm in Kleinasien, schickten ganze Hundeherden in die Schlacht gegen ihre Feinde und Xerxes hatte in seinen Heeren viele indische Hunde, welche gegen die Feinde dressiert waren. Im Mittelalter gab es im schottischen Heere Hunde und die Finnländer führten zum Kampfe gegen die Kavallerie dressierte Hunde, welche den Pferden in die Nasen bissen. Heinrich VIII. von England schickte mit seinen Hilfstruppen an Karl V. gegen Franz I. von Frankreich, auch 400 englische Hunde. In Afrika ziehen heute noch die Wakidi am Viktoria-Nil mit Hundeherden in den Krieg.

Am Vulkantempel auf dem Aetna, zog man eine Hunderrasse, welche rechtschaffene Leute liebkosten, Heuchlern aber an die Weine fuhr. Leider ist auch diese Rasse, wie die Bernhardiner ausgestorben. Eine Geschichte der Hunde und der Hundetreue, wäre ebenso interessant und erbaulich, wie beschämend für die Menschen. Sokrates, der wegen seiner Wahrheitsliebe den Giftbecher trinken mußte, schwor lieber „bei den Hunden“, als beim treulosen Zeus. Zoroaster sagte „durch den Verstand des Hundes besteht die Welt“ und Cuvier bezeichnet den Hund als „nützlichste Eroberung des Menschen und als notwendig zum Bestand der Gesellschaft des Menschenvereins.“ Schopenhauer sagt: „es gewährt uns ein großes Ergötzen, alle unsere Neigungen und Affekte, die wir so oft verhehlen, im Hunde bloß und bar zutagegelegt zu sehen, dessen Verstand keiner — dem es nicht selber daran gebriert — in Zweifel ziehen kann. Er ist überdies des Menschen einziger Freund und hat vor allen Tieren voraus, das so ausdrucksvolle, wohlwollende und grundehrliche Wedeln.“ Wie vorteilhaft sticht doch diese ihm von der Natur gegebene Begrüßung ab, gegen die Bücklinge und grinsenden Höflichkeitsbezeichnungen der Menschen. Sogar alte Philosophen haben sich den Hunden zu Ehren „Zyniker“ genannt (Hundephilosophen).

Wie die Menschen, haben auch die Hunde ihre Sagen. So soll es den Schutzengel Adams gemüht haben, daß von der Erde, aus welcher der Urvater gebildet ward, noch Ueberreste hie und da herumlagen, und er bat um die Erlaubnis, dieselben zu minder edlen Gebilden verwenden zu dürfen. Er nahm den Ton und bildete erst den Affen, der aber nicht wartete bis der Schweif fertig war und auf einen Baum entschlüpfte. Da machte der Engel den Hund und gab ihm den bereits fertigen Affenschwanz, der von feinerer Erde war. Daher hat der Hund den physiognomischen Ausdruck weniger im Gesicht, als im Schwanz. Dieser hängt nieder in Traurigkeit, ringelt sich im Gefühl der Kraft, ist straff in der Entrüstung, wedelt vor Freude zc. Darwin ist allerdings anderer Ansicht betreffs der Abstammung des Hundes. Nach Darwin stammen die Hunde von Wölfen und Schakalen ab und sind nur kultivierter geworden im Umgang mit den Menschen. Sie haben verschiedene Laute gelernt, besitzen Liebe, Treue, Gehorsam, Geselligkeit, Sympathie und Antipathie, sie träumen und leiden an Wechselfieber, wie die Menschen, mit denen sie noch manches andere gemein haben. So begünstigt die Hündin allgemein einen Hund, während der Hund eher fremden Weibchen geneigt ist. Im Schmeicheln nehmen sie es mit dem klügsten Hofmann auf und lecken den Fuß des Tyrannen der sie peitscht, ebenso wie die

gläubigen und servilen Menschen den Pantoffel ihres Dalailama, oder die Hand des Fürsten.

Das ganze Dasein der Hunde ist mit den Gewohnheiten der Menschen, deren älteste Tiergenossen sie wohl sind, eng verbunden und wechselvoll. Wie kein anderes Säugetier, weisen sie, wie die Menschen Zwerge und Riesen auf. Der kleinste Hund ist oft kleiner als der Kopf eines großen Hundes.

Bald sind sie abgöttisch verehrt, bald unter sich behandelt; bald als knechtisch verschrien, dann wieder als Meister der Treue verherrlicht; bald in Samt und Seide gehüllt im Schoß herumgetragen, dann wieder herdenweise den feindlichen Mordinstrumenten entgegengehört. Wie früher in Karthago, waren sie später in China, und sind heute noch bei den Tataren und Kamtschadalen Tauschmittel und eine beliebte Nahrung. In den Südseeinseln werden sie, wie im Norden Europas, als Zugvieh benützt und auch gegessen. Wie ihre zweibeinigen Kameraden, werden sie in manchen Staaten als Invaliden pensioniert, zur Belohnung für die Rettung von im Kriege verwundeten Kämpfern. Mancher Bernhardiner hat sich sogar eine Rettungsmedaille verdient für das Aufstöbern und Retten von im Hochgebirge verunglückten Touristen. Wie die Menschen, so müssen auch die Hunde Steuern zahlen und Maulkörbe und Gängelbänder sich gefallen lassen. 1787 ist sogar ein Hundesalmanach neben dem Gotha'schen Adelsalmanach erschienen. Und für alle ihre Tugenden haben die Hunde meistens Undank, Schläge und Roheiten geerntet, wie gute Menschen.

Wie oft haben die Hunde als Heilmittel und alten Jungfern und Junggesellen als Wärmeflaschen dienen müssen. Plinius und Galenus empfahlen Hunde als Heilmittel gegen allerlei Krankheiten und die Engländer tragen noch jetzt Strümpfe aus Hundehaaren, als Schutz gegen Podagra. Zum Dank dafür stuzen ihnen die Engländer Ohren und Schwänze.

Viviseziert, an Ketten gelegt, mit Peitschen dressiert, gebeht, besteuert, mit Affenliebe verhätschelt, mit Füßen getreten, kurz verschiedenlich malträtirt, ist es da zu verwundern, daß sie manchmal pudelnärrisch, bissig und toll werden wie die Menschen?!

Die Hunde sind sogar heilig gesprochen und in den Himmel gehoben worden, als „der große und der kleine Hund“, Livius und Procyon, am südlichen und nördlichen Sternenhimmel, eine Auszeichnung die sie wohl eher verdient haben, als mancher Heilige.



Zwei Gedichte

von Leopold R. Guggenberger — Wien.

Regen.

Schläfrig und grau, wie er kam,
Schleicht aus den Zimmern der Tag,
Und der Dachrinnen Sang
Dauert immer noch fort.

Aus der Portieren Samt,
Gleich einem Fiebergespennst
Kriechen die Nachtschatten, scheu,
Mißtrauisch,
Langsam
Hervor.

Einer Laterne Schein
 Quält draußen sich gegen das Dunkel,
 Aber der Dachrinnen Sang
 Zieht durch die trostlose Nacht.

Pierrette.

Da sitzt sie nun, die kleine Pierrette
 Mir vis a vis, und eine Zigarette
 Hat keck sie in das Mäulchen sich gesteckt.
 Wippt mit dem Stuhle, wirft nach mir mit Brocken,
 Und schüttelt lachend ihre Pudellocken
 Und sucht nach neuem stets, daß sie mich neckt.

Na warte nur, du kecker, kleiner Ränge!
 Zur Strafe einen Kuß auf Mund und Wange,
 Und einen Klapps bekommst du allsogleich! — —
 In meinen Kissen in der Sophaecke
 Suchst du nach einem passenden Verstecke? —
 Nun gut! — Licht aus! — — — — —
 — — — — — Und still wird unser Reich. — —



Rumänische Hochzeitsgebräuche

Von Adolf Flachs.

Die in den rumänischen Städten üblichen Hochzeitsgebräuche haben seit dem Eindringen westländischer Kultur so viel von ihrer Eigenart verloren, daß man von einer Besprechung derselben absehen kann. Im Gebiete des rumänischen Volkstums ist, wie überall, der Bauer der treue Bewahrer nationaler Sitten und Gebräuche geblieben, und demgemäß kann hier nur von den im rumänischen Dorfleben auf die Werbung, Verlobung und Hochzeit bezugnehmenden Gebräuchen die Rede sein.

Von Ausnahmen abgesehen, geht der Verlobung die Werbung voran. Diese, sowie die Verlobung und Hochzeit sollen nur an Zeitpunkten vorgenommen werden, die als günstige bekannt sind. Die besten Tage hierfür sind Sonntag und Donnerstag. Montag ist ungünstig, weil er den Beginn der Woche bildet, und es könnte ein solches Unternehmen an diesem Tage, den Beginn einer Reihe von Widrigkeiten nach sich ziehen. Auch der Dienstag ist nicht empfehlenswert, denn auf diesen Tag fiel der Anfang der Welt, und da darf man überhaupt kein auf lange Dauer abzielendes Werk in Szene setzen, weil dies leicht schief gehen könnte. Dieser Aberglaube scheint darauf hinzudeuten, daß der rumänische Bauer unsere Welt nicht als die beste ansieht. Mittwoch ist ein böser Tag, weil er „verwitwet“, d. h. unpaar ist und das nachmalige Ehepaar sehr bald unpaar, verwitwet werden könnte. Freitag ist an und für sich schon ein Unglückstag. Aber wenn die guten Tage mit hohen Kirchenfesten, wie Weihnacht, Ostern, zusammentreffen, dann sollen Werbung, Verlobung oder Hochzeit auf ein andermal verlegt werden. Im allgemeinen gelten Spätherbst und Winter, also die Zeit nach Beendigung der Feldarbeit, hierfür als die geeignetste Periode. Damit das Glück voll sei, wird für solches Beginnen die Vollmondzeit angeraten.

Will die Bauernmaid eine Beantwortung der brennenden Frage, wann sie endlich ihre bändergeschmückten Zöpfe aufstecken und, wie es sich für eine verheiratete Frau schickt, sittiglich unter einem Tuche verbergen darf, so muß sie am Neujahrs morgen in den Kuhstall gehen und, wenn

dort zufällig eine Kuh in gemächlicher Ruhe auf dem Stroh liegt, ihr einen Fußtritt mit den Worten „Hei — jetzt!“ versetzen. Rührt sich die Milchspenderin nicht, so wird das Fußtrittspiel fortgesetzt und weiter gesprochen; „Hei — ein andermal, hei — übers Jahr, hei — in zwei Jahren“ usw., bis die Kuh sich endlich bemüht sieht, sich zu erheben. So viele Stöße die arme Kuh erhalten, so viele Jahre werden noch verstreichen, ehe die Dirne in den heiligen Ehestand treten wird. Bei dieser Methode kann glücklicherweise in der Seele der Bäuerin nicht das schreckliche Angstgefühl, alte Jungfer zu bleiben, aufkommen, da schließlich die Kuh doch unter dem schmerzenden Ansporn aufstehen wird.

In älteren Aufzeichnungen rumänischer Volksgebräuche wird die Einleitung der Werbung in folgender Weise geschildert: Die Freiwerber sprechen im Hofe des Bauernhauses, welches das vom Burschen begehrte Mädchen birgt, als Jäger vor und erklären, sie hätten ein Reh gesehen, das scheu und schicklich sich in dieses Haus geflüchtet habe. Der Hausvater leugnet rundweg, es entspinnt sich eine lebhaftere Wechselrede, bis der Alte, des Mädchens Vater, endlich eingesteht, daß das erwähnte Wild tatsächlich unter seinem Dache weile. Und er führt die vorgebliebenen Jäger ins Haus und zeigt ihnen da eine möglichst häßliche Frau. „Das ist wohl Euer Reh!“ sagt er. Dagegen protestieren nun die Jäger. Das Reh, das sie gesehen, wäre schön gewesen. Es habe Haare, gelb wie Gold, und Falkenaugen; die Zähne seien einer Perlenkette vergleichbar, die Lippen röter wie Kirschchen, der Körper wie bei einer Löwin, die Brust weiß wie die einer Gans, der Hals wie bei einem Schwan, die Finger zarter als Wachs, und im ganzen sei ihr Bild herrlicher als Sonne und Mond. — Nun läßt sich der Hausvater herbei, ehrlich Farbe zu bekennen. Die Werbungsszene spielt sich hierauf des weiten und breiten fort. — Im Laufe der Zeiten hat sich der umständliche Vorgang kürzer gestaltet, auch wurden manche Einzelheiten verändert, der Grundzug aber ist derselbe geblieben. (In einigen Teilen der Bukowina und Siebenbürgens, sowie im Bezirke Putna in Rumänien kommt zuweilen noch die alte Form des Mädchenraubes vor; dies geschah und geschieht natürlich im Einverständnis mit dem Mädchen, mitunter auch mit Wissen der Eltern; nach geschehenem Raub findet erst die förmliche Werbung statt.)

Bis zur Hochzeit gibt es noch einige wichtige Gebräuche zu erfüllen. Da ist vor allem das Zuschneiden. Die beiderseitigen Verwandten und Freunde versammeln sich in der Behausung des Bräutigams, wo die Braut vor aller Welt ihre Geschicklichkeit im Zuschneiden von Leinwand zu bekunden hat. Sie entnimmt ihrer Ausstattung ein Stück Leinwand und soll daraus für den künftigen Gemahl ein Wäschestück zuschneiden. Das ist keine leichte Arbeit, denn unter Scherzen und Lachen werden ihr von den Anwesenden allerlei Hindernisse bereitet; sie wird gestoßen, muß auf einem umgestürzten Stuhl Platz nehmen und was dergleichen Bauernscherze noch sind. Nachdem sie das Werk doch mit Ach und Weh zustande gebracht, wird, wie immer, so oft rumänische Bauern in heiterer Stimmung sich zusammenfinden, viel gegessen und noch mehr getrunken, und die Braut erhält sodann von ihrem künftigen Gatten und Herrn Geschenke als Belohnung für das Gelingen der Zuschneidearbeit.

Der große Sonntag, der Hochzeitssonntag, naht. Noch müssen Speise und Trank und im besonderen der Hochzeitskuchen in genügender Quantität vorbereitet werden. Es gilt ferner, die Trauungsbeistände zu wählen, was viel Kopfzerbrechen bereitet. Ein Witwer soll nicht darunter sein, ebensowenig ein alter Junggeselle, denn das brächte

Unglück. Kinder wären wohl glückbringend, doch können sie die den Beiständen obliegenden Pflichten nicht erfüllen. Von guter Vorbedeutung ist die Mitwirkung von Eheleuten, die in glücklicher Ehe leben, doch dürfen sie nicht zu alt sein. Wenn diese Bedingungen auf die Taufpaten des Bräutigams oder der Braut zutreffen, so läßt sich kein besserer Beistand denken.

Im Laufe der dem Hochzeitssonntage vorangehenden Woche häuft sich die Arbeit. Die Braut soll ein Bad in fließendem Wasser nehmen; im Winter wird davon Abstand genommen, da badet sie zu Hause im Wasser, das aus dem nächsten Bache geschöpft wurde. Am Freitag legen die mit dem Bräutigam befreundeten Burschen Festtagskleider an und ziehen mit ihren Gespannen oder zu Pferde in seinen Hof. Hier werden sie bewirtet und erhalten als Hochzeitsangebinde bunte Tücher die am Hute, an dem Karren, auch an den Hörnern der Zugochsen oder den Köpfen der Pferde befestigt werden. Hierauf begeben sich die Burschen zum Akte des Holzfällens in den nächsten Wald, wo mit dem Ausrufe „Mit Glück für das Paar!“ ein Baum gefällt wird. Wo es möglich ist, trifft das Schicksal, Hochzeitsbaum zu werden, die Tanne oder die Fichte. Der gefällte Stamm wird sodann in feierlichem Zuge ins Dorf gebracht, vor dessen Tor schon der Bräutigam in zahlreicher Gesellschaft mit Musik und der unvermeidlichen Ploška (einem hauchigen, buntbemalten Holzgefäß für Schnaps) zum Empfange bereit steht. Dann wird der Stamm mit Jubel und Lärmen durchs Dorf und in den Bauernhof des Bräutigams gebracht; während der Hochzeitszeit steht er dort in hohem Ansehen. An demselben Tage reiten auch die Hochzeitsbitter von Haus zu Haus und bringen in schmuckloser Rede oder in überlieferten Reimen von den Pferden herab die Einladungen vor, wofür sie von den Eingeladenen „beehrt“, das heißt: mit einem Schluck Wein oder Brantwein bewirtet werden. Am Sonnabend vor dem Trauungstage gibt es auch noch viel zu schaffen. In aller Frühe, ehe noch die Sonne aufgegangen, wird die Braut von ihren Freundinnen abgeholt, um gemeinschaftlich nach Immergrün zu suchen, aus dem der Brautkranz gewunden wird. Dieser verbleibt nach der Trauung als glückbringend im Hause und hat seinen Ehrenplatz auf demselben Gestelle, welches den unentbehrlichen Schmuck des Zimmers, ein Heiligenbild, trägt. An diesem Tage erhält die Braut auch das schön gestickte, buntfarbige Hochzeitstuch. Dieses hat sie am Hochzeitstage selbst vor dem Gang in die Kirche dem Bräutigam in den Gürtel zu stecken. Nach vollzogener Trauung nimmt sie es zurück und trägt es während der weiteren Feierlichkeiten dieses Tages als Kopfschmuck. Nachher wird das Tuch in einer Truhe sorgfältig aufbewahrt, und es erblickt erst wieder das Tageslicht, wenn die Eigentümerin gestorben ist, da wird das Antlitz der Toten mit dem Hochzeitstuch bedeckt und mit der entseelten Hülle eingescharrt. Das Tuch bildet also an dem bedeutungsvollsten und freudigsten Tage der Frau eine Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an die Gebrechlichkeit des Menschenlebens, an das unvermeidliche Ende.

Am diesem Sonnabend geht es bei dem Bräutigam auch lebhaft zu. Seine Freunde sind mit den Lautari erschienen, um anwesend zu sein, wenn er sich das letzte Mal als Junggeselle rastieren läßt. Er sitzt in der Zimmermitte auf einem Stuhl, seine Schwestern oder sonstige weibliche Angehörige treten herein, halten ihm den Spiegel vor und brennende Kerzen daneben, obgleich es lichter Tag ist. Der Barbier speit sich in die Hände, zieht sein Messer aus der Tasche und macht sich ans Werk. Dabei

fiedeln die Lautari, lachen und scherzen die Burschen. Und des Bräutigams Angehörige feminini generis schluchzen und weinen dazu, denn nun wird die Sache ja doch ernst, und es gilt Abschied nehmen von dem lieben Hausgenossen. Er aber faßt die Angelegenheit keineswegs tragisch auf, und wenn er nicht das grobe, aber doch scharfe Messer des Barbiers an der Kehle spürte, er würde den Lachchorus seiner Freunde verstärken. (In der Bukowina und einzelnen Teilen Siebenbürgens wird am Vorabend des Trauungstages mitunter eine Art Polterabend veranstaltet.)

Endlich bricht der Tag des großen Ereignisses an. Die Braut hat sich mit dem ersten Hahnenschrei von ihrem Lager erhoben und bereitet alles für ihre Hochzeitstoilette vor. Mutter und Geschwister unterziehen sich nun gern der Mühe, sie bräutlich zu schmücken. Sie weint dabei ganz jämmerlich, ihren Augen entströmen ganze Bäche von Tränen. So tut jede anständige Dirne, damit man nicht meine, sie hätte ihren Bräutigam nicht lieb. Darüber mag es 10 Uhr geworden sein. Nun ist aber auch alles fertig. Die Braut geht in den von Hochzeitsgästen überfüllten Hof und erwartet, das Hochzeitstuch in der Hand, stehend die Ankunft des Bräutigamzuges. Neben ihr liegt auf einem Stuhl der Hochzeitskuchen. Auch eine Kanne, mit Wasser gefüllt, steht bereit. Lärm und Jubel verkünden das Herannahen des Zuges. An dessen Spitze reitet der Hochzeitsleiter, der „schneidige Kerl“ des Dorfes, der witzig und zungenfertig und im Improvisieren gewandt ist. Der Hochzeitsführer muß vor dem Hofstor Halt machen, denn das ist festgebunden mit — Stroh. Es entspinnt sich ein Wortkampf, hüben und drüben wird in althergebrachten Versen gestritten, bis endlich Einlaß für den „jungen Kaiser“, den Bräutigam, erlangt ist. Braut und Bräutigam brechen jetzt den Hochzeitskuchen entzwei und verteilen hievon nach allen Seiten. Dann ergreift die Braut die Kanne und gießt deren Inhalt in größtmöglichem Bogen aus, woraus man erkennen kann, ob sie eine geschickte Hausfrau sein wird oder nicht. Nun werden, nachdem sich schon am Vortage die Brautleute beschenkt hatten, weitere Hochzeitsgeschenke ausgetauscht. Der Bräutigam hat seine Braut mit folgenden Dingen bedacht: mit einem Paar Pantoffeln, einer schönen Truhe, einem Fez, mit Kämmen, Seife und einem schönen Kopftuch; endlich hat er ihr auch ein Stückchen Zucker gegeben, welches sie später bei der Tafel in eine Speise ihrer Schwiegermutter legt, auf daß diese zu ihr sanft und süß sei; für die „kleine“ Schwiegermutter, die Mutter der Braut, hat er auch ein Paar Pantoffel besorgt. Die Braut hat für den Bräutigam einige Kleidungsstücke hergerichtet, die derselbe bei dem Kirchgange zur Trauung zum ersten Male trägt: ein prächtig gesticktes Hemd, einen Gürtel, eine Umhängetasche; dem „großen“ Schwiegervater hat sie ein minder schönes Hemd geschickt. Die Verteilung der vom Vortage verbliebenen Geschenke geschieht in folgender Weise: Einer der Hochzeitsbitter reicht, in Versen sprechend, der Braut die Gegenstände hin, und wenn sie die Hand danach streckt, werden sie rasch wieder zurückgezogen. Das neckische Spiel wird mehrere Male wiederholt und führt schließlich zur Ausfolgung der Geschenke. Dasselbe Verfahren wird bei der Überreichung der Geschenke an den Bräutigam geübt.

Nun ist von den Eltern der Braut noch die sogenannte Verzeihung zu erlangen. Das Brautpaar kniet nieder, und einer von den Hochzeitsgästen sagt im Namen der Brautleute eines der „Verzeihungsgedichte“ her. Darin wird bis auf Adam und Eva zurückgegangen, um damit zu schließen, die Eltern der Braut mögen es ihr verzeihen,

daß sie den elterlichen Herd verläßt, und ihm, daß er die Braut wegführt. Nach der Verzeihung kreist das Schnaps-glas. Jeder an dem Familienfeste näher Beteiligte erhält es bis zum Rande gefüllt, nippt daran und gießt den Rest nach rückwärts über seinen eigenen Kopf hinweg. Nachdem diese Zeremonie viermal im Kreise durchgemacht worden, mahnt man zur Kirche aufzubrechen. Die Braut weint wieder pflichtschuldigst — das bringt Glück für die Ehe — und die jungen Burschen begleiten ihre Klagen mit dem humoristischen Liede:

Schweige, Braut, und weine nicht!
Zur Mutter wird man heim dich führen,
Wenn die Pappel wird — Birnen tragen
Und die Weide — Weichseln.

Dann reicht ein Hochzeitsgast dem Bräutigam eine Reitpeitsche, mit welcher er der Braut einen sanften Schlag versetzt, damit soll angedeutet werden, daß die Herrschaft in der Ehe dem Manne zustehe; ein rumänisches Sprichwort lautet ja: „Im Hofe soll der Hahn krähen, nicht aber die Henne.“ Nachdem die Braut dem Bräutigam noch das Hochzeitstuch in den Gürtel gesteckt, setzt sich der Zug in Bewegung. Voran tanzen zwei, drei Burschen und rezitieren einstimmig allerlei Sprüche und Verse, die dem Brautpaare gelten, das hinterher hoch zu Roß folgt. Die Braut, nach Männerart sicher und stolz, wie ein Dragonerwachtmeister im Sattel sitzend, lacht unbändig über die unanständigen Verse, welche die voranhopenden Lustigmacher zu Ehren der Braut improvisieren.

Die Toilette der Braut ist recht einfach. Über dem an Brust- und Armteilen mit bunten Ornamenten bestickten, blendend weißen Hemd trägt sie einen engen und kurzen Unterrock aus braunem, von einigen breiten bunten Streifen belebtem Stoff, den Rock umschließt als Gürtel ein grellrotes, mehrfach gewundenes Tuch. Das Oberkleid ist eine mit Lammfell gefütterte, auf weißem Grund buntgestickte, kurze, ärmellose Jacke. Auf ihrem Kopfe thront ein bunter Glasperlenkranz, von Immergrün durchzogen, von dem die goldig glänzenden Brautfäden herabhängen; hinter ihren Ohren gucken riesige Georginen hervor; ihre unteren Extremitäten stecken in mächtigen Röhrenstiefeln von ansehnlichem Gewicht.

Den Brautleuten folgt ein Zug von Männern und Frauen zu Pferde und zu Fuß. Den Abschluß bildet eine lange Reihe von Wagen, die von lustigen Hochzeitem überfüllt sind. Auf dem ersten der Wagen befinden sich die Lautari. Die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen des Zuges besorgt ein Reitersmann mit einer besonders großen Ploska, der seinen Pflichten als Mundschenk gewissenhaft nachkommt und dabei nie des üblichen Vortrunkes vergißt. Sie langen vor der Kirche an und finden das Tor geschlossen. Man weiß aber, was das zu bedeuten hat: Einer von den Verwandten fragt, ob das Tor mit einem goldenen, silbernen oder kupfernen Schlüssel aufzusperrn sei. Je nach der längst vorher mit dem Kirchendiener getroffenen Vereinbarung muß demselben das Einlaßgeld in der entsprechenden Münze erlegt werden.

In der Kirche waltet der Pope lange seines Amtes; die Brautleute stehen mit brennenden Kerzen in der Hand vor ihm, und der Bräutigam behält als Zeichen seiner „kaiserlichen“ Würde den Hut auf dem Kopf bis zum Segenspruch. Nachdem der Pope seine langen Vitaneien zu Ende gebracht, traut er das Paar und segnet es. Die Trauung ist zu Ende, und nun geht es wieder in feierlichem Zuge zum neuen Heim.



Zwei Gedichte in Prosa

Von Heinrich Zillich

Der Glücksgarten

Ging durch den weißen, weichen Schnee. Leise knarrte jeder Schritt. Am Himmel blühten rote Blumen auf, tausende — eine dicht an der zweiten und dritten. Alles unruhige, blutige Rosen, die durch die Wolkenfenster guckten, sich durchdrängten und zur Erde hingen, wie ein glühender Strom.

In mir war die Sehnsucht wach, ein Röslein — eins nur — zu pflücken, an meine leere Brust zu bergen und heimzutragen. O wie schön sollte es werden, Licht und Helle in meinem Zimmer, — und spräche kein leises Wörtchen, wäre nur selig über das klein bischen Sonne — selig, wie die Kinder unter dem Christbaum.

Nein — nein — zu groß ist ein Weihnachtsbaum — nur ein winziges Röslein — nur eins.

Will ja nicht trinken — bloß kosten, bloß nippen ein Tröpfchen vom Glück —

Und hätte genug —

Kenne das Glück nicht mehr —

Nur die endlose Liebe schlug mich in Fesseln, raubte mich aus, wie ein Wegelagerer und drückte die Sehnsucht dreimal tiefer in meine Brust.

Doch drüben im Westen glüht ja der Glücksgarten —

Die Rosen nicken mir zu —

Will wandern zu ihnen — wandern — wandern —

Am Gartenzaun stehen, mir eine Knospe pflücken, soll groß und voll erblühen an meinem Herzen —

Will selbst sie mir holen —

Will laufen — laufen — laufen —

Hoch stäubt der Schnee an meinen raschen Sohlen —

Die leeren Bäume huschen wie Diebe an mir vorbei —

Haschen — haschen —

ehe noch der Garten versinkt —

Glüht schon nicht mehr so heiß —

blüht ja kaum noch rot —

Ist nur ein trüber Schein —

Ist gelb, wie das giftige Zwielflicht —

Und schwebt zu Tode hinter den Wolken —

Werde es wohl kaum mehr haschen das Röslein? —

Kaum mehr —

Wie kalt ist der Schnee —

Der weiße — weiße Schnee —

Der Schöpfer

Und als er sein Werk geschrieben hatte, saß er und sann —

Und Bangen wuchs in seine Gedanken:

Tragen reflexlos die kühlen Worte alle Tiefe meiner Gefühle, alle Blüten meiner Sehnsüchte und die Früchte meiner Siege?

Fühlt der Andere, dem ich mein Herz in die Hand lege, wie es schlägt?

Fühlt er, was ich empfand, fühlt er die letzte Nuance der Tiefe in den Worten:

„Die letzten Knospen sind aufgesprungen“

oder

nun rinnt das Licht an den Bergen zu Tal —“

Und als er dies dachte, da waren alle seine Worte zu Worten geworden, und seine Sätze zu Sätzen, die irgend einen Sinn hielten.

Und tief senkte er das Haupt auf die Seiten.

Aber da klang ein leises Mahnen in ihm:

„Hast du nicht gewogen, ehe du schweißtest?

War nicht klirrend ein Strom aus dir gerauscht?

Und nahnst du nicht Wort auf Wort, wie ein Goldschmied und prüfdest und hieltest es gegen das Licht und hauchtest deinen Geist und dein Empfinden darein, bis sie ganz deine Kinder wurden.

So bleiben sie es auch —

Wer hören kann — der hört —

Und wer fühlen kann — der fühlt auch —

Laß fliegen — laß fliegen.

Und langsam schloß er das Buch.



Deutsche Dörfer in Zentralasien.

Es kommen seit längerer Zeit Nachrichten über Erdbeben aus Russisch-Zentralasien. Infolgedessen erinnert Dr. F. v. Papen im Berliner Tageblatt an diese deutschen Dörfer in Turkestan. Die Gegend, in der sie liegen, ist die Syr-Darjah-Provinz und zwar die Nähe der Stadt Nuli-Mta. Wir zitieren nun von Papen: „Hier befindet sich eine Anzahl deutscher Dörfer. Vier werden fast ausschließlich von Mennoniten bewohnt; sie haben zusammen etwa 900 bis 1000 Einwohner. Die erst vor einigen Jahren entstandene Kolonie Orlow zählt ungefähr 450 lutherische Kolonisten. Diese Deutschen sind vor zwanzig Jahren wegen Mißwachs aus den schwäbischen Kolonien in Südrußland nach Zentralasien ausgewandert und haben sich hier in der Kirgisensteppe eine neue Heimat gegründet. Die Ansiedelungen stehen in größter Blüte. Jedes Dorf hat zwei bis drei Prediger, und die Schulen, in denen von deutschsprechenden Lehrern unterrichtet wird, befinden sich in einem ausgezeichneten Zustande, was sogar von der russischen Regierung oftmals lobend anerkannt werden mußte. Die Bewohner sind ungemein fleißig und bringen ihre Produkte, vor allem Schweinefleisch und einen ganz vorzüglichen „Schweizer“ Käse bis nach dem etwa 300 km entfernten Tschkent auf den Markt. Das gute deutsche Vorbild ist nicht ohne Einfluß auf die Kirgisen der Umgebung geblieben. Ein Teil von ihnen siedelte sich fest an; sie übernahmen deutsche Sitten und Gebräuche, kreuzten ihr Vieh mit dem sorgfältig gezogenen Vieh der Kolonisten, benutzen den sogenannten „deutschen“ vier-rädrigen Wagen an Stelle der einheimischen „Arba“, bewirtschaften mit deutschen Geräten nach der Methode ihrer Lehrmeister den Ackerboden, singen deutsche Lieder und beten das deutsche Vaterunser. Dadurch sind viele Kirgisen, die früher insgesamt arme Teufel waren, zu Wohlstand gelangt.

Wir wollen hoffen, daß der Telegraph keine weiteren Trauerbotschaften aus Nuli-Mta bringt, und daß unsere Landsleute, die jahrzehntelang unter den schwierigsten Verhältnissen ihrer deutschen Sprache und ihrer deutschen Gesittung treu geblieben sind und deutsche Kultur nach dem fernen Zentralasien verpflanzt haben, verschont bleiben, wenn die Erde bebzt und Opfer fordert“.



Künstlerische Frauenkleidung

Von Mizzi Falk-Gündisch

Anziehen muß man sich. So, wie man essen, trinken, schlafen muß. Der Mensch der Vorzeit aß, trank und

schief, wie ein Tier. Er bekleidete sich mit Tierfellen. Der moderne Kultur Mensch will in einem behaglichen, schön ausgestatteten Raume einen geschmackvoll gedeckten Tisch, — will gute, schmackhaft zubereitete Speisen und duftende Weine. Er will in einem Raume schlafen, dessen künstlerische Stimmung seinen überreizten Nerven rhythmische Schlafmelodien singt. Und der richtige Kultur Mensch fühlt sich nur in einem Kleide wohl, das ein Stück von ihm ist, ein Stück von seiner Seele, ein Stück von seiner ganzen sensiblen, eigenartigen Persönlichkeit.

Nie wäre das deutsche Kunstgewerbe so mächtig aufgeblüht, wenn nicht der Schönheitsdurst im modernen Menschen so abgrundtief wurzeln würde. Alle Gebrauchsgeräte sollen schön sein, alles an dem sein Auge haftet. Darum mußten Kunst, Handwerk und Industrie sich nähern, sich die Hand reichen zu gemeinsamer Arbeit.

Wenn man mit einem Menschen spricht, kann man nicht übersehen, wie er gekleidet ist. Schöne Kleidung wirkt aufs Gemüt, wie ein künstlerischer Innenraum.

Künstlerischer Geschmack in der Frauenkleidung! Weich ein schöner, — und noch so selten verwirklichter Traum! Ich meine wirklich nicht jene Phantasiegewänder, die man oft an Jüngerinnen der Kunst sah, voll Extravagance in Form und Farben, der Modestilhouette direkt ins Gesicht schlagend, zum Hohne der staunenden Mitwelt! Die Straße und der Salon sind kein Kostümfest und diese gehören dorthin.

Ich meine auch nicht den Chique der Kokotte, dem eine bestimmte Absicht zu Grunde liegt, und der die Auswüchse der Mode betont, um, wieder einem bestimmten Zwecke dienend, die Augen auf sich zu ziehen.

Nein, ich meine das Kleid der modernen Frau: das Alltagskleid, das Straßenkostüm, das Abendkleid, das Festgewand. Es muß da sein. Warum soll es nicht zugleich schön sein?

An einem schönen, modernen Frauenkleid müssen sich Kunst, Handwerk und Industrie vereinigen zu einem harmonischen Zusammenklang. Die Industrie erzeugt das Material, das Handwerk formt das Kleid, beide unter der Oberhoheit des souveränen Geistes der Kunst. Herrscht die letztere nicht, so ist das Kleid eine formlose Mache und es wäre besser, das Kleid wäre nie geboren.

Es herrscht allerdings noch viel die Ansicht vor, daß man nur dann „solid“ angezogen ist, wenn man ein geschmackloses Kleid anhat und doch gibt es keinen, noch so verbohrtten Philister, der nicht eine gut angezogene Frau lieber ansähe, als eine noch so ehrwürdige Frau, die keinen Geschmack besitzt.

Das soll ja nun wieder durchaus nicht heißen, daß man eine würdige Matrone in Böcklinischen Farbenzauber kleidet, in Röcken, bis an die Knie nein, das Handwerk muß hier, immer vom modernen Künstlersinn beeinflusst das Gewand so schaffen, daß es sich in die Individualität hineinschmiegt, wie die Orange in ihre Schale.

Modern? Natürlich muß das schöne Frauenkleid modern sein. Die unmoderne Silhouette fällt unangenehm auf und wirkt verstaubt. Jede Moderichtung hat ihre Schönheiten, die man künstlerisch verwerten kann und ihre Auswüchse, die man negligieren kann. Um immer modern sein zu können, selbst wenn man eine etwas schmale Geldbörse hat, braucht man allerdings sehr genaue Informiertheit und gründliche Beratung, die einem große Auswahl ermöglicht.

Warum soll nur das Frauenkleid nicht der Mode unterworfen sein, wenn doch die Baukunst, die Plastik, die Malerei ihre wechselnden Moderichtungen haben darf?

— Ja, allerdings, die weibliche Mode wechselt alle Augenblicke ihr Antlitz, nicht wie die großen, massiven Künste... Aber das liegt doch nur in der Eigenart der Frau. Eine Frau ist keine Kirche und eine Frau ist kein Grabdenkmal. Sie ist ein unruhiges, abwechslungsbedürftiges Geschöpf — innerlich und äußerlich! —

Möge doch der hochentwickelte Geschmackssinn des deutschen Kunsthandwerkes auch bei der Frauenkleidung sich betätigen: „Das deutsche Kunstgewerbe möchte seine Saat streuen in alle die weittläufigen Pflanzstätten deutscher Gestaltungskraft, vom Granit- und Eisenbau bis zur Frauenkleidung, von Stadtanlagen und Siedlungen bis in das Büro des Kaufmannes, von der Schaubühne bis auf den Friedhof.“



Waldemar Baller

Originalnovelle von Hans Seibel.

In der untern Wilhelm-Straße war das berühmte Kaffee Mozart. Eine schauerliche Ironie auf den Namen des reinen, göttlichen Genies. — Es war um die Stunde des blühendsten Zuhälterhandels. Roh, verkommene Gesellen saßen neben den kleinen Tischen, ohne Lachen und Fröhlichkeit und immerfort eilten geschmückt, lächerlich gepuzte Weiber hin und her. Dieser Abschaum der Großstadt waren die Stammgäste vom Kaffee Mozart. Ab und zu kamen angerauschte Studenten und Lebemänner herein. Gleich hatten sie Gesellschaft. Wie die Fliegen auf die Speisereste, stürzten diese verkommenen Lustweiber auf ihre Beute, bettelten um ein Krügel Bier, oder ein Nachtmahl und die Zuhälter beobachteten heimlich mit geschäftlicher Gier dies lichtscheue Weibsgesindel. Ab und zu sah man ein Paar aus dem Raume gehen, bald schlich der Zuhälter hinterdrein, unauffällig. Die lärmenden schienen es nicht zu beachten und tranken und qualmten weiter. Immer dicker wurde Dunst und Rauch und immerfort mehrte sich der billige Patschuldust. Die Tische klebten von Speise und Bierüberresten.

Es war schon gegen Nachtende, als ein junger Mensch eintrat und sich an einen Tisch im Winkel niederließ. Man sah ihm gleich den Künstler an — Braune Locken wallten um seinen Kopf; schwermütige und doch blitzende, tiefliegende Augen, die freimütig, beobachtend umherstreiften; sein bleiches, eingefallenes Gesicht hätte Aufsehen erregen müssen, aber niemand kümmerte sich um ihn. Er schien hier bekannt zu sein, denn der Wirt setzte ihm ohne Bestellung seinen Schwarzen hin, ohne Gruß und weitere Beachtung. Ab und zu setzte sich ein Weib an seinen Tisch, um aber bald unverrichteter Dinge spöttisch wegzutänzeln. Er saß eine Weile nachdenklich da, als ein älterer Herr ins Kaffee trat und sich ohne weiteres zu ihm setzte.

„Sie sind schon hier, Herr Baller?“ „Eben gekommen, um halb 3 war ja verabredet.“ „Ganz recht.“

„Also hier bringe ich den Kontrakt. 2500 Mark monatlich fix. Das ist ein glänzendes Engagement. Sie müssen 4 Mitglieder für Ihr Salonorchester werben und am 1. Oktober beginnen Sie.“ Der junge Musiker las den Kontrakt langsam durch und unterschrieb. Der Agent schien froh zu sein: „Ein günstiges Engagement, sage ich Ihnen, wenn ich Ihre Fähigkeiten nicht kennen würde, hätte ich mich nicht für Sie entschieden. Den 4 Mitglieder zahlen sie im schlimmsten Fall 1000 Mark und da bekommen sie beste Kräfte, Ihnen bleiben 1500 Mark, freilich sind davon Noten zu bestreiten, aber in so einem

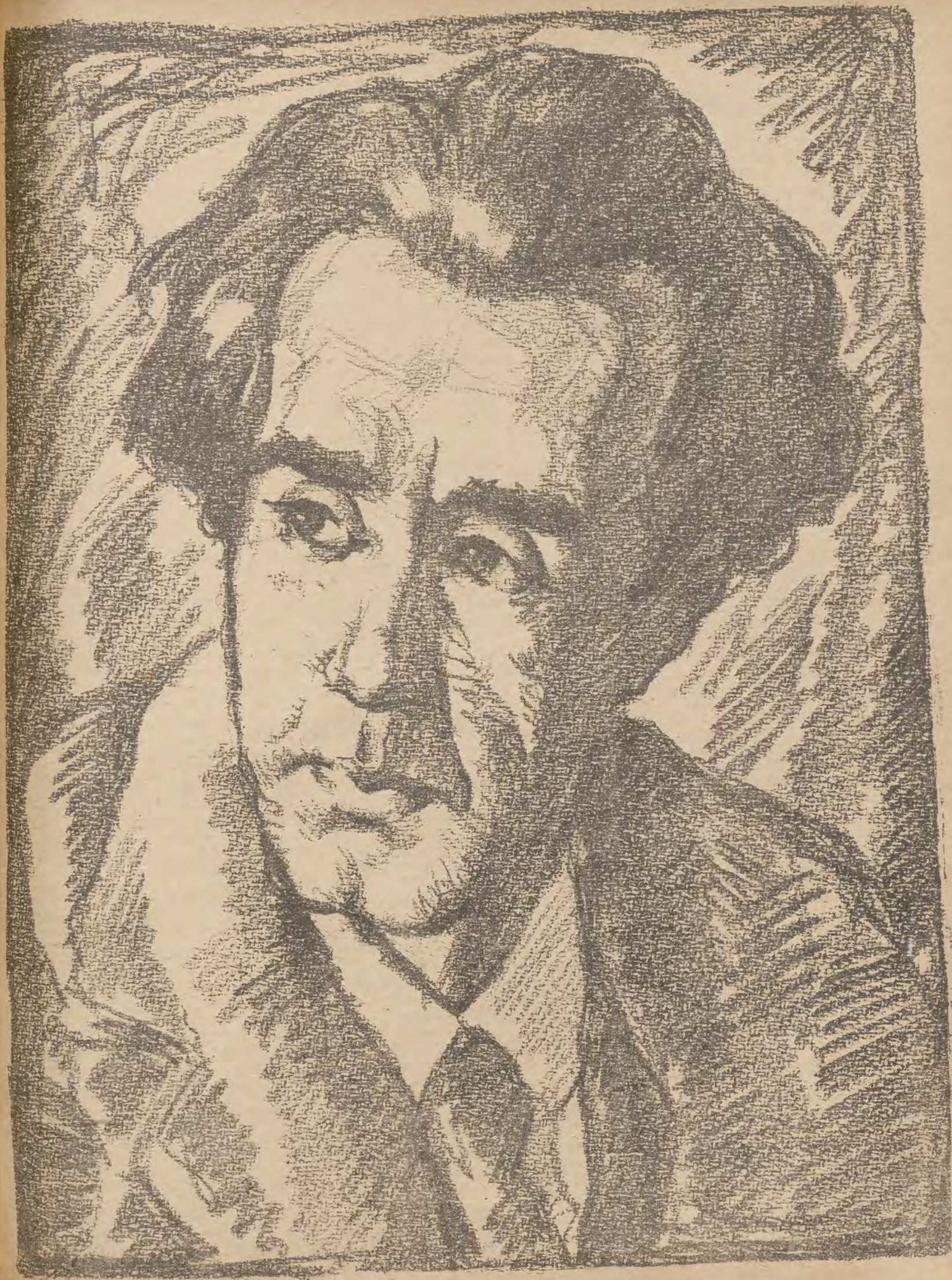
erstklassigen Etablissement, wie die Amerikaner ist, gibt es reiche Trinkgelder.“

„Ja, ich bin zufrieden, mein Herr. Sie werden schon auch Ihr Geschäftchen machen.“ „Na so arg ist das nicht Herr Baller, aber ich eile; die Sache ist also erledigt, am 1. Antritt. Gute Nacht.“ Bald stand auch unser Musiker auf und verschwand auf dem nassen Asphalt der Straße, welche im gleißenden Lichtschimmer tausendfältig glitzerte.

Waldemar Baller war einer jener tiefveranlagten Menschen, die schon von frühesten Jugend unbezwingbare Sehnsucht nach künstlerischer Betätigung quälte, unzufrieden, von Zweifeln geplagt und doch hoffend und strebend. Er war unter der Mutter Leitung in einer süddeutschen Kleinstadt aufgewachsen. Die Schule war ihm eine Qual. Zwar kam er vorwärts, aber seine Lieblingsbeschäftigung waren von Anfang an Musik, Malerei und Literatur. Ganze Nächte konnte er lesen und wenn der Frühling kam, versuchte er zu malen. Er lungerte in den einsamen Tälern seiner Heimat herum, schwärmend und genießend. Weder in Malerei noch Musik kam er über den Dilettantismus heraus. Als aber seine gute Mutter auch plötzlich starb, was ihn für lange Zeit niederdrückte und ratlos machte, entwickelte sich das Sehnen nach einsamer Arbeit und hohem Streben so gewaltig, daß er sich endgültig zur Künstlerlaufbahn entschloß. Er hatte einige tausend Mark geerbt und so zog er gleich nach dem Beenden seiner Schuljahre nach Berlin. Von seiner weittläufigen Verwandtschaft war der Abschied nicht schwer. Der junge Mensch verschwand für immer aus seinem Heimatsnest. Fünf Jahre war er schon in Berlin. Jahre wilder Arbeit, kühner Träume, Jahre der Not und des Zweifels. Bald war sein Geld aufgezehrt und so mußte er neben dem Konservatoriumstudium abendlich in Kaffeehäusern und Kneipen mit Klavierspielen sein Geld verdienen. Trotz seinem aufzehrenden Fleiß konnte er am Konservatorium nicht so vorwärts kommen, wie sein heißer Drang erstrebte. In allen Ecken und Enden fehlten ihm die Grundlagen. Als Klavierspieler verfügte er über ein tüchtiges Können, aber zum ausübenden Konzertisten war er zu schwach und fühlte auch die Kraft dazu nicht. Er warf sich auf Theorie und Komposition. Auch hier litt er Schiffbruch. Er wollte Großes, Ungewöhnliches, sein Können aber rief ihn immer wieder aus den Wolken seiner kühnen Phantasie und elend, freudlos vegetierte er dann oft Monate hindurch. Glücklicherweise der Künstler, der solcher Qualen und Zweifel der bewußten Schwäche enthoben ist, der Gelegenheit und Ruhe und Kraft hat sich das technische Rüstzeug zum Aufschwung zu erringen. Wie viele geniale Menschen gingen zu Grunde, da sie das Versäumte, die Grundlagen ihrer Kunst nie nachholen konnten. Wehe, wenn das Drängen der Phantasie größer ist, als das Können. Da bricht der Mensch zusammen, wie ein auf Sand gebautes Haus. Wenigen gelingt es dann sich von den Trümmern des unvollkommenen Könnens zu befreien.

Fünf Jahre waren vergangen bis zu dem Tage als Baller den einträglichen Kontrakt mit dem Amerikanerbesitzer geschlossen.

Es war eine vornehme Bar, wo wir W. Baller mit seiner kleinen Musikerschar treffen. Vor der langen Bar, saßen einige reiche Lebemänner auf hochhinaufgeschraubten Stühlen. Vornehm und still ging die Unterhaltung mit den diskreten und schönen Barmädchen. Gedämpft klang, die gute Musik des kleinen Salonorchesters. Die Einrichtung, das Licht, die diskrete Dekoration, die geschmackvoll gekleideten Barmädchen, die Gäste im Salonanzug, die junge Musikerschar in elegantem Frack, das leise gedämpfte Spiel, alles war fast poetisch und



Ernst Honigberger: Lithographie

künstlerisch. Der Besitzer war ein kluger, weltgewandter Mensch, der sich auf „Aufmachung“ verstand. Er ging langsam umher, begrüßte die Gäste vornehm mit eleganter Verbeugung, war höflich und doch nie zudringlich. Mit Vergnügen musterte er die neuengagierte Kapelle. Auch äußerlich paßten die Künstler gut in das hochvornehme Lokal: junge hübsche Leute, mit künstlerischem Aussehen, langen Locken und glatt rasiert. Da war unser Freund der elegant und lässig vor dem Klavier saß; der erste Geiger, ein schlanker, schon nicht junger Mensch der sich zuvorkommend und freundlich vor jedem Gast verneigte. Es war eine tatsächlich interessante Gruppe und die Bar-damen guckten sehr wohlwollend zu den netten Musikern herüber. Sie waren ja Schicksalsgenossen. Die Musiker und die Barmädchen, alle dienten ja hier nur dem Luxus und dem Vergnügen der schweren Berliner Goldleute. Waldemar hatte besonders mit zwei Geigern Freundschaft geschlossen und wenn er auch ihr Vorgesetzter war, so war er lieb und zutraulich, wie es Kameraden geziemt. Sie verstanden sich gut und es war Ruhe und Ordnung unter ihnen. Der erste Geiger, Hans Wach, war aus dem fröhlichen Isarathen; richtiges, fröhliches, leichtes Künstlerblut. Aufrichtig, stets guter Laune, aber den Mädchen gegenüber so schwach und leichtsinnig, daß er selbst seine junge, liebe Frau fortwährend betrog und hinterging. Trotz dieser bodenlosen Flatterhaftigkeit liebte ihn Waldemar und tatsächlich war die Liebenswürdigkeit dieses Münchner Kindes bestechend. Dies war auch der Grund seines kolossalen Glückes, d. h. Unglückes bei den Frauen. Eine jede sah ihn gern und in diesem leichtfertigen Milieu fühlte er sich wie der Fisch im Wasser. Ganz anders war der zweite Geiger. Künstlerisch besser wie Hans, aber schüchtern und zum Repräsentieren ungeeignet. Er war ein Einsamer, ähnlich wie Waldemar, voller Zukunftspläne nach Großem, still und hoffnungsfreudig fleißig. Zufrieden am zweiten Pult, verdiente er sich ja seinen Lebensunterhalt und am Tage zu Hause konnte er nach Herzenslust üben und streben. Seine Musik, seine Geige war ihm alles. Der Cellist war ein verkrachtter Künstler. Jung verheiratet und schon geschieden; resigniert und dabei frivol. Er warf sich dem Leichtsin in die Arme. Ein ordentlicher Musiker war der Beherrscher des Harmoniums. So hatten sie schon einige Monate in der Bar gespielt, viel Geld verdient und der Besitzer war zufrieden. Trotzdem war Waldemar gedrückt. Mit Geldnot hatte er nicht mehr zu kämpfen, aber der Drang nach Höherem, nach Künstlertum quälte ihn. Seine tiefe Veranlagung war im Innersten durch diese Musikantenstellung beleidigt. Er trug diese Beleidigung seines Künstlertums müde und verstimmt. Wenn er mit seinen Leuten auch wirklich künstlerisch spielte, oft Grieg, Mozart und manches Andante aus den Beethoven Simphonien zum Vortrag brachte, so konnte das seinem noblen musikalischen Empfinden nicht genügen. War ja doch alles nur arangiert und wie sehnte sich sein Herz nach den vollen Tönen eines großen Orchesters. Dabei klangen in die weihewollen Töne der Beethoven Klänge gedämpftes Gläsergeklirr mit, das unterdrückte sinnliche Lachen der Barfräuleins und die anzüglichen Witze der Geldaristokraten. Das brachte ihn in Verzweiflung und dann spielte er lieber die Operettenschlager, die auch mehr Anklang bei den sich amüsierenwollenden Gästen fanden. Umsonst suchte ihn sein Freund Hans unzustimmen. Er führte ihn in das Nachleben Berlins ein, machte ihn mit Lebendamen bekannt. Waldemar gab sich Mühe zu vergessen und war oft toll in toller Gesellschaft, aber der Morgen brachte den Kagenjammer und noch stärker fühlte er, daß

er herunter sank. Sollte er ganz zum Musikanten werden? Er fand aber die Kraft nicht herauszukommen aus diesem niederträchtig verführerischen Kreise, in den ihn sein Schicksal wie an Ketten immer fester schmiedete.

Eines Tages ging er tief in Gedanken im Tiergarten spazieren. Bekannte Gesichter kamen ihm entgegen. Er wußte kaum woher er diese Leute kennen mußte und schon begrüßte man ihn so überaus freundlich, daß er eben noch Zeit hatte sich auf die Bekanntschaft zu erinnern. Es waren die Eltern und die Schwester seines einstigen guten Konservatoriumsfreundes Fritz Vönhof. Zwei Jahre hatte er nichts von ihm gehört, er war nach Hamburg gegangen und wie Waldemar sich nach ihm erkundigt, erhält er die Nachricht, daß sich Fritz in Hamburg erschossen hätte. Wie ein Blitz trifft ihn die Nachricht. Die Angehörigen laden Waldemar herzlich ein, sie doch zu besuchen, besonders legt ihm die tieftraurige Mutter Fritzens ans Herz, ja bald zu kommen, um über Fritz Erinnerungen auszutauschen. Der guten Alten waren die Tränen im Auge und Waldemar machte kurzen Abschied. Er hatte an seinen Freund so lange nicht gedacht, glaubte ihn vielleicht schon als Opernsänger irgendwo engagiert und nun trifft ihn die Todesnachricht doppelt niederschlagend. Lange irrte Waldemar im Walde umher. Also Fritz, der gute, treue Niese hat sich erschossen. Er konnte den Gedanken nicht fassen. Vor sich sah er den blonden, fröhlichen, unternehmungslustigen Recken mit einem Heldenstern, der nur so schmettete. Schwer hatte sich sein Vater, der alte Vönhof, der Generalagent einer Pariser Weinfirma war, entschlossen, Fritz Sänger werden zu lassen. Viel Arbeit hat es gebraucht bis Fritzens große, aber ungelente Stimme gebrauchsfähig wurde. Fritz war auf dem besten Wege etwas zu werden und nun kam dies. Wie lieb war Fritz immer zu ihm, der fremd und Waise war. Wie ein Vater sorgte er für ihn und auch die Eltern, gute alte Berliner Bürger, empfingen ihn zu Hause mit großer Freundlichkeit. Kurze Zeit hatte er sich wie zur Familie gehörig betrachtet. Seit Fritz weg war, hatte er die alten Vönhoffs nicht mehr besucht. Tausend Erinnerungen drängten sich in seinem Gehirn herum. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er keinen so harten Schlag erlitten. Er erinnerte sich an den Weihnachtsabend, den sie mit Fritz verbracht. Waldemar hatte gerade wenig Geld und die Einladung seines Freundes, bei ihnen den Christabend zu verbringen, hatte er abgeschlagen. „Das ist ein Familienfest und ich kann nicht“, hatte er Fritz gesagt. Aber als es dunkel wurde und er sein karges Nachtmahl verzehrt, klopfte es an seiner Budentüre im vierten Stock und Fritz war da mit lieben Geschenken. Und zum Schluß mußte er doch auch zu den Eltern. Der Niese nahm ihn unter den Arm und da half kein Sträuben. Es war ein heimlicher, stiller, schöner Abend, an den er noch oft zurückgedacht. Immer hatte es ihn gewundert, daß Fritz nicht geschrieben. „Na die neuen Umstände, das Streben und Lernen, die ersten Erfolge lenken ab“, hatte Waldemar gedacht. Die Jahre vergingen und nun modert Fritz schon seit zwei Jahren. Wie ist es möglich? Wie ist das Leben doch so unberechenbar und nichtig! Seine Gemütsverfassung war tief aufgewühlt.

Schon am nächsten Nachmittag suchte er Vönhoffs auf. Fritzens Schwester Marie ließ ihn ein. Wie herzlich ihn das nette Ding empfing. Er war aber auch überrascht über Marie, die er vor zwei Jahren kaum beachtet, war jetzt ein reizender Backfisch von 17 Jahren geworden. Aber zutraulich und schelmisch, wie damals. Eine so aufrichtige Freundschaft hatte er bei Vönhoffs doch nicht erwartet. Bis gegen Abend, da ihn der Beruf rief, saß er

bei den netten Leuten. Mutterchen hatte herzlich geweint über ihren lieben Fritz und die Stunden verflogen traurig und traulich. Sie hatten Waldemar das Versprechen abgenommen oft zu kommen, am liebsten jeden Tag und er versprach es beim Abschied.

Abend wunderte sich Hans über Waldemars helles Gesicht. Still und verträumt spielte er und Hans sah ihn des öftern vor sich hin lächeln. „Was ist mit Dir, Waldemar“, ruft Hans in einer Pause. „Hast Du ein Los gewonnen oder bist Du verliebt? Junge, Junge, so fröhlich sah ich Dich seit lange nicht. Aber es ist auch höchste Zeit, daß Du die schöne Welt mit Deinem bösen Philosophengesicht verschonst. So gefällst Du uns viel besser und heut drahn wir eins; gelt?“ Waldemar lachte nur: „meinetwegen, drahn wir mal nach dem Dienst.“ Und bald saßen die drei zusammen, diesmal ohne Damen, harmlos und fröhlich. „Also was ist, heraus mit der Sprache und von wo kommt denn die Fröhlichkeit her“, brüllte Hans mit dem Römer anstoßend. „Lieber Hans, ich glaube beinahe, ich bin verliebt.“ „Ach, das freut mich und darf man fragen — — —.“ „Nein, nichts darf man fragen, vielleicht ist es gar nicht wahr.“ Ein Stündchen saßen sie und die beiden Waldemar und Ritsche gingen heim, Hans hatte noch Erledigungen in den Künstlerkneipen. Als Waldemar im Bette lag, konnte er nicht gleich schlafen: „ist das Mariechen ein goldiges Kind geworden“, dachte er. Bald aber schlief er ein so gesund und tief, wie seit lange nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Konzert Rudolf Malcher

Der große Erfolg unseres Violinisten war berechtigt. Seit vielen Jahren hatte man Malcher hier nicht gehört und so war es eine Freude den so außerordentlich naturbegabten Künstler wieder zu hören. Technik, männlicher Bogenstrich, schlackenfreier, eindruckreicher Ton, einwandfreie musikalische Auffassung und das beruhigende über der Sache Stehen ergänzten sich zu einem edlen, nachhaltenden Genuß.

Wenn ich etwas zu bemängeln hätte, ist es das Programm.

Ein Geiger von Qualität müßte sich auch in den Programmen von den Duzendgeigern unterscheiden. Die beiden berühmten Juden, die den Hauptteil des Programmes einnahmen, Mendelssohn und Max Bruch mit ihren Konzerten, gehn mit der Zeit auf die Nerven.

Immer wieder Mendelssohnkonzert, immer wieder Bruchkonzert! Vor 20 Jahren spielte Malcher dieselben gerade so eindrucksvoll, wie heute. Es ist schöne Musik, aber keine bedeutende; es ist dankbare Musik, aber ist die Violinliteratur so arm, daß man immer wieder nur sie vorgezogen bekommt?

Wenn man schon nicht an die Modernen heran will, so hat man doch die Konzerte von Bach, Mozart, Beethoven, Brahms, Tschaiakowsky u. s. w.

Abgehen davon, daß man gerne einmal auch etwas modernes hören möchte.

Ein ausübender Künstler, der mit der Entwicklung der Literatur seines Instrumentes nicht mithält, verliert den Anspruch unter die Besten gezählt zu werden.

Denn welche Fülle von neuen herrlichen Werken stehen dem guten Geiger zur Verfügung! Man muß nur die Programme unserer großen Geiger einmal ansehen. Fleisch spielte kurz nacheinander die Konzerte von Cesar Cui, Dvorak, Sinding, Paul Juon, Tor Allin, Schillings, Volkmar André und Reger. — Kreisler die Konzerte von Elgar, Schillings, Sibelius, Glasunow, Stanford, Busoni. Abgesehen von den großen Violinwerken Bachs, Tschaiakowskys, Regers, die jeder auf der Höhe stehende Geiger spielen muß.

Nur durch enormen Fleiß kann heute ein Geiger (wie jeder Instrumentalist) die „große“ Konkurrenz bestehen.

Der Weg zur Höhe ist Mühe und ausdauernde Arbeit und ist nur wenigen beschieden. Malcher fehlt eben dies Siegeste, Hinreißende in seinem Spiel und ich glaube, es ist eben der Mangel am Drang nach dem Höchsten, welches wir auch aus dem letzten Konzertprogramm indirekt herausföhlten.

Wir wünschen ihm zu all seiner Geigerbegabung diesen Drang, dann könnte Malcher das werden, was wir von ihm erhofften: einer der Besten.

E. S.

In eigener Sache

Wir fordern die geehrten Leser auf sich umgehend auf das „Neue Ziel“ vormerken zu lassen. Halbjahr- und Ganzjahrvormerkungen übernehmen die Buchhändler: Eduard Kerschner, Heinrich Zeidner und Wilhelm Hiemesch in Kronstadt. Weiter zu beziehen durch alle auswärtigen Buchhandlungen Großrumäniens.

Der Einzelverkauf des Heftes kostet 3 K, Jahresvormerkung 60 Kronen.

Cenzurat de Dr. Nicolae Stinghe.

Med. univ. Dr. F. Herfurth

gew. Volontärarzt der Internen Kliniken in Graz, Wien, Berlin,
gew. mitleitender Arzt der Kuranstalt in Brixen und der Nervenheilanstalt „Schweizerhof“ bei Graz.

Ordiniert für **Innern-Stoffwechsel-** (Gicht, Zuckerkr.
etc.) und **Psychische Erkrankungen**
vorläufig von 11—12 und 2—4 Uhr.

Kronstadt, Klostergasse 34. I.

1-6

**Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei**

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66—68.

1-6

„Das neue Ziel“

Blätter für Kultur, Kunst, Kritik

Jeder fortschrittliche Deutsche Großrumäniens lese diese Blätter! — Mitarbeiter aus allen Gegenden Großrumäniens.

„Das neue Ziel“ veranstaltet Kunstausstellungen, Musik- und Vortragsabende.

„Das neue Ziel“ soll ein Sammelpunkt ostdeutscher Kultur und Kunst werden, darum wende sich jeder Künstler, Maler, Musiker, Vortragskünstler an die Schriftleitung.

■ ■ ■

Honorare für Beiträge: 45 Kronen für eine Druckseite, 45 Kronen für eine Reproduktion.

■ ■ ■

$\frac{1}{12}$ Seite Anonce zu 100 Kronen vierteljährig.

Die neue Zielgesellschaft.
Schriftleitung: Burggasse 7.